

Die Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 69 — 1. Jahrgang

Saarbrücken, Freitag, den 8. September 1933

Chefredakteur: M. Braun

Gott segne lang das Deutsche Reich,
Mags täglich neu sich stärken,
Doch schütz es Gott vor Rassenhaß,
Vor Klassenhaß und Massenhaß,
Und derlei Teufelwerken.

Viktor von Scheffel.

Die Schande des Reichskanzlers

Wie Hitlers intimster Freund Streicher in Nürnberg wütet

Einer der gefeiertsten Männer des Nürnberger Parteitagess der Nationalsozialisten war der Gauführer Franke, der frühere Volksschullehrer Streicher. Er ist einer der ersten Mitarbeiter Hitlers gewesen und noch heute gehört er zu seinem engsten Freundeskreise. Hitler hat sich in den Nürnberger Festtagen mit Streicher brüderlich fotografieren lassen. Der deutsche Reichskanzler solidarisiert sich mit einem Menschen, zu dessen Bestem höchstens anzunehmen ist, daß er an jüdischen Gelüsten leidet. Streicher ist der Hauptinitiator der Hitlerschen Judenverfolgungen in Deutschland. In seinen Nürnberger Mänteln, aus denen wir weiter unten einige Proben geben, werden täglich Schmutzereien lächelnd ausgegossen, auch lexuelle. Noch immer werden Pranger in Nürnberg aufgerichtet und bewegen sich Schandzüge durch die Stadt. Fotografieren solcher Schandzüge mit launisch grinsenden jungen SA-Leuten neben wehrlosen Frauen und Mädchen werden in Streichers Zeitungen veröffentlicht. Der Reichskanzler weiß das. Er muß es wissen. Er billigt nicht nur die Schandtaten des Schweinekerls Streicher. Der deutsche Reichskanzler zeigt sich Arm in Arm mit diesem Menschen. Streicher ist Hitlers Schande, wie Hitler Deutschlands Schande ist.

Nachfolgender Brief geht von einer Dame aus Nürnberg zu, deren Persönlichkeit für ihre Zuverlässigkeit bürgt.

Sehr geehrte Redaktion!

Ein Ausflug in das Ausland soll mir Gelegenheit geben, diesen Brief an Sie abzusenden, den aus Deutschland abzusenden man sich nicht mehr traut. Ich las in einer Ihrer Nummern, daß Sie für einwandfreie Berichte aus Deutschland Interesse haben. Nun, hier will ich Ihnen ein paar Sachen erzählen, die in dem schönen Nürnberg an der Tagesordnung sind. Zum Teil von mir selbst gesehen, zum Teil von ganz einwandfreien Leuten berichtet.

Eines Tages holten SA-Leute einen jüdischen Herrn und ein junges Mädchen während eines Spazierganges, hingen ihm ein Schild: „Ich will kein arisches Mädchen mehr schänden“, ihr: „Ich will mit keinem Juden mehr gehen“, um den Hals, schleifte die beiden wehrlosen Menschen

durch sämtliche Biergärten, in denen man die Konzerte unterbrechen ließ, um die beiden auf dem Musikpodium auszustellen.

Den Herrn, er heißt Reiter, nahm man dann natürlich in Schutzhaft. Ich hatte Gelegenheit sich in Krankenschwestern und komme mit Leuten aus allen Schichten zusammen), einen jungen Menschen zu sprechen, der bei einer Razzia ebenfalls eingesperrt wurde, in dessen Zelle an dem Abend dieses Sonntags Herr Reiter zum Übernachten eingeliefert wurde. Er war so zerschlagen, daß er überhaupt nichts mehr sehen konnte, der junge Mensch legte ihn auf seine Pritsche. Am Montagmorgen reiste Herr Reiter schon weiter nach Dachau. Ob er dort nun schon einen der berühmten Herzschläge bekommen hat, weiß ich nicht, da ich schon 14 Tage von Nürnberg abwesend bin. Auf die Mädels, die irgendwelche Beziehungen zu jüdischen Herren haben, hat man es bei uns ja überhaupt abgesehen. Herr Streicher veröffentlicht in seinem „Stürmer“ Namen, Adressen und Bilder dieser unglücklichen Geschöpfe, und wo eine böse Nachbarin dafür sorgt, daß sie irgendwo erwischt werden können, da spielen sich die abscheulichsten Szenen ab.

Ein Mädchen holte man aus dem Cafe Königshof, schleppte es durch die Königstraße mit Anspucken, Peinigen usw., bis das arme Ding an der Lorenzkirche ohnmächtig zusammenbrach.

Kein Mensch traute sich, gegen diese Heiden aufzutreten. Eine alte, vornehme Dame, die sagte: „Aber um Gottes willen, was tun Sie denn, das ist doch nicht recht.“ (schrillte man an: „Du alte Hure, Du hast wohl selbst einen Juden usw.“) — Ein anderes Mädchen führte man mit vollständig lahmgelohrenem Kopf durch mehrere Lokale. Nachts wurde die Arme dann in eine Irrenanstalt eingeliefert. Eines Tages sah ich einen Zug alter Herren mit weißen Haaren (natürlich Juden), wie sie von SA-Leuten wie eine Hammelherde durch die Straßen getrieben wurden.

Darunter waren Herren von fast 75 Jahren.

Man hatte sie — nach meiner Schätzung waren es mindestens 190 — morgens vor 8 Uhr aus den Betten geholt und trieb sie nun in drei Abteilungen zu zwei Sportplätzen und zum neuen Flugplatz, um sie dort Steine karren, Gras

rupfen und „Wehrsport“ treiben zu lassen, nur damit dieser jüdische Streicher sein Rütchen fählen kann. Es hieß zwar, man hätte ein Protokoll gefunden von einer Geheimverammlung in der Synagoge, aber warum schellte man denn bei einem Arzt, der schon vor einem Jahr gestorben war?!

Die Ostkrankenliste gibt jedem Patienten, der noch bei einem jüdischen Arzt in Behandlung ist, einen Zettel folgenden Inhalts mit: „Wissen Sie auch, daß Sie zu keinem jüdischen Arzt gehen sollen?“

— Warum hat man dann die Kriegsteilnehmer offiziell zur Krankenkasse zugelassen, wenn man ihnen in Wirklichkeit alle Patienten wegnimmt? Beamten und ihre Angehörigen trauen sich schon lange nicht mehr, irgend etwas mit einem Juden zu tun zu haben. Mich sprach einmal eine mir gänzlich unbekannt Person an, als ich aus einem jüdischen Geschäft kam, ob ich mich nicht schäme, mein Geld zu einem Juden zu tragen. Ich mühte mich in ein deutsches Geschäft geben. Na, ich gab meine Antwort:

„Ich bin durch alles, was ich bis jetzt gesehen und erlebt habe, soweit, daß ich mich schäme, arisch zu sein.“

Von der Polizei verstehe ich nicht viel, ich sehe nur, was mir so täglich begegnet. Diese dauernden Erpressungen für Spenden aller Art, die natürlich freiwillig sind, aber wehe, wer sich ausschlekt — den werden wir uns merken! Dazu müssen Sie sich einen Ton denken wie auf einem Kasernenhof. Ueberhaupt, der Ton, der jetzt bei uns die Musik macht. Jeder kommt sich vor wie ein kommandierender General aus Friedenszeiten und der Mund wird überall schrecklich vollgenommen. Felder imponiert das nicht nur dem Pöbel sehr, für den so so vieles geschieht berechnet ist, sondern auch viele geistige und vernünftige Menschen sind in dem Bann dieser Macht. Wenn ich Ihnen nur einige Nummern des „Stürmer“ oder der „Frankfurter Tageszeitung“ schicken könnte —

beides Zeitungen des Herrn Gausanführers Streicher, mit denen er ein Bombengeschäft macht.

Auch der Nationalsozialismus ernährt seinen Mann. Jeder Beamte, jeder Angestellte, jede Wirtschaft muß diese Zeitung abonnieren, natürlich wird niemand gezwungen, aber — wehe wenn nicht usw. In den Betrieben sind schon immer eifrig „Doppelverdiener“ entlassen worden, die paar Mark, die die Leute oft zur Unterhaltung Angehöriger gebrauchen, werden ihnen von den lieben Mitkollegen nicht gegönnt.

Hurra! Hurra! Hurra!

Eine Reichswehrkundgebung für den Reichskanzler

Truppenbesichtigung

In Anwesenheit des Reichskanzlers

Stuttgart, 7. Sept. Reichskanzler Hitler war in Ulm eingetroffen, um an einer Truppenbesichtigung teilzunehmen. Auch Reichswehrminister von Blomberg, ferner der Chef der Heeresleitung, General Hammerstein und der preussische Ministerpräsident Göring waren anwesend, ebenso die Reichsstatthalter Murr, Wagner und Sprenger. Auch mehrere italienische Gäste, darunter General Rossi, nahmen an der Truppenbesichtigung teil.

Ulm, 6. Sept. Im Anschluß an die Übungen hielt der Reichswehrminister von Blomberg folgende Ansprache an den Reichskanzler:

„Wir haben die Ehre und Freude, in unserem Kreis den Herrn Reichskanzler zu haben. Ich glaube, Ihrer aller Wollen zu entsprechen, wenn ich aus diesem Anlaß über das Verhältnis der Wehrmacht zum Herrn Reichskanzler spreche. Sie haben alle erlebt, wie die Zustimmung, Begeisterung und Liebe des Volkes zu diesem Manne fundiert wurde. Wir haben auch erlebt, daß unsere Soldaten in derselben spontan begeisterten Weise den Kanzler in unserer Mitte begrüßt haben. Das dürfte kein Wunder sein, denn wir sehen in diesem Manne den Soldaten, der während des Weltkrieges vier Jahre Frontkämpfer war, der dann 14 Jahre lang in politischen Kämpfen zum Wohle Deutschlands der

Unser Oberbürgermeister aber hat neben seiner gutgehenden Buchdruckerei noch ein „ehrenamtliches“ Gehalt von fast 24 000 Mark.

Für unsern armen Dr. Luppe war ein Auto ausreichend, allerdings hatte der auch keine Adjutanten. Jetzt fährt der Oberbürgermeister in einem „ehrenamtlichen“ labelhaften Maybach-Wagen, die Adjutanten im zweiten Hinterrad. Wir haben ja dazu.

Unser schöner alter Eutpoldshain ist dem Erdboden gleich gemacht worden, die Leute weinten, als sie diese Verwüstung sahen, für den Reichsparteitag.

Wir haben ja auch in Nürnberg sonst keinen Platz! Aber nur um eine große Tat zu tun, damit der Führer sieht, was ihm geopfert wird. — Leider wird es mir nicht mehr möglich sein, eine weitere Nummer der „Freiheit“ in die Hände zu bekommen; ich kaufe diese bei einem Ausflug und nehme sie gut verborgen mit herüber. Was wir für Zeitungen zu lesen bekommen, das lesen Sie an der anschlusreichen, mit gleicher Post abgehenden Nummer. Kann sich ein Mensch mit Gefühl für Anstand und Menschlichkeit dieser Bewegung anschließen? Ich sage nein! und bete weiter: Lieber Gott, mach mich stumm, daß ich nicht nach Dachau komme!

Ein Jammer und ein Unglück wird es sein, was aus dieser Jugend wird. Die Hitler-Jugend sagt:

„Wegt das Messer, wegt das Messer, steht es in den Judensäcken usw. und in einem andern Viere kommt vor: In Deutschland wirds erst schön, wenn das Judenblut vom Messer spritzt usw.“

Vielleicht wissen Sie schon alles, was ich Ihnen da geschrieben habe — legen keinen Wert auf diese Mitteilungen, aber lesen Sie, für mich ist es wie eine Entlastung — einmal das ausdrücken zu können, was man denkt! Bald wird man nicht mehr denken dürfen. Leider bin ich schreibgewandt genug, um alles auszudrücken, was ich denke . . .

Wir persönlich ist ja durch die „Auch Suchst Du Auch Pöckchen?“ noch nichts geschehen; aber ich kann die Ungerechtigkeiten und Heucheleien nicht leiden und lieber möchte ich in Dachau enden als Gausführer sein! Und so denken mit mir noch viele tüchtige und wertvolle Menschen. Vielleicht gewinnen doch wieder einmal Vernunft und Menschlichkeit und Anstand an Boden.

Darauf wollen wir hoffen!

Siehe auch Seite 3

Führer war und jetzt Führer des deutschen Volkes geworden ist. Wir verdanken ihm viel. Denn er hat im neuen Reich der Wehrmacht den Platz angewiesen, der ihr gebührt. Er gab und die alten ruhmsreichen Fahnen und Kolarden wieder, brachte uns, als er die Regierung übernahm, vollstes Vertrauen entgegen. Wir sehen die Sorge, die Arbeit, die Verantwortung und die Entschlossenheit dieses Führers und fragen uns: Was geben wir? Nun, wir geben unser vollstes Vertrauen, rückhaltlose Zuverlässigkeit, unerschütterliche Hingabe an unseren Verus und den Entschluß, in diesem neuen, neugeformten und neudurchbluteten Reich zu leben, zu arbeiten und, wenn nötig, zu sterben. Diesem Gelübde wollen wir Ausdruck geben in dem alten Schlachtruf, der über hunderte von Schlachtfeldern brannte:

„Adolf Hitler, des Deutschen Reiches Kanzler, des deutschen Volkes Führer Hurra!“

Amfliche Greuelnachricht

80 müssen fasten . . .

Als Vergeltung dafür, daß Angehörige einer kommunistischen Kolonne in der Nacht zum Sonntag einen SA-Mann durch Oberschenkelstich verwundet haben, hat der Polizeiherr von Hamburg angeordnet, daß 80 Funktionäre der K. P. D. im Konzentrationslager Wittmoor für drei Tage in verstärkter Haft zu nehmen und ihnen für die gleiche Zeit die Mittagsmahlzeiten zu entziehen sind. |

Rüstungskontrolle als Zentralproblem Hitlers außenpolitische Wirkung: die Einkreisung Deutschlands

Paris, 7. September.

Es ist kein Zweifel mehr erlaubt, daß die nationalsozialistischen Rundgebungen von Tannenberg, vom Niedermwald und von Nürnberg das außenpolitische Unglück Deutschlands vollendet haben. Die englische Presse beteiligt sich in erhöhter Maße und in scharfer Zustimmung an den Alarmmeldungen über geheime Rüstungen Deutschlands. Kennzeichnend ist, daß die so zurückhaltende „Times“ sich zum Sprachrohr des französischen Kontrollplanes macht. Ihr Pariser Korrespondent schreibt ganz im Sinne und im Stille der französischen Regierung, daß die Frage der künftigen Abrüstung Frankreichs durch die Frage der bevorstehenden deutschen Aufrüstung in den Schatten gestellt werde. Er verweist nachdrücklich auf das in der Abrüstungsdebatte oft erwähnte Dossier der französischen Regierung mit Beweismaterial über die deutschen Rüstungen. Jede Anklage, für die kein überzeugendes Beweismaterial vorliegt, sei aus dem öffentlichen Bewußtsein zu entfernen. Die französische Regierung erwäge ernstlich, ob es nicht ratsam sei, die Angelegenheit in Genf vorzubringen, bevor es zu spät sei. Die endgültige Entscheidung darüber sei erheblich von dem Grade der Unterstützung abhängig, die Frankreich von den anderen Regierungen erhalte.

Paris nimmt an, daß die Billigung des französischen Kontrollplanes durch den amerikanischen Präsidenten auch die zustimmende Erklärung Englands, an der nicht mehr gezweifelt wird, beschleunigt werde. Paul Boncour bemüht sich zur Zeit auch um Italiens Unterstützung. Die Außenpolitik Frankreichs, die zur Zeit öffentlich kaum hervortritt, ist mit härtester Energie auf die Durchführung der Rüstungskontrolle konzentriert.

Norman Davis und Simon

London, 7. Sept. Ueber die gestrige zweistündige Unterredung zwischen Sir John Simon und Norman Davis glaubt „Daily Telegraph“ berichten zu können, daß der amerikanische Bevollmächtigte die Unterstützung einer Politik der Ueberwachung der Rüstungen in Rußland geltend habe unter der Bedingung, daß es eine wirkliche Rüstungsverminderung gebe.

Norman Davis erklärt:

„Die Vereinigten Staaten würden einen europäischen Nichtangriffspakt gerne sehen. Als Anhänger der Abrüstung unterstützen wir den britischen Plan, dessen Einzelheiten noch gründlich erörtert werden sollen. Was die Kontrolle angeht, so halten wir es für unvorzuziehlich, daß eine ständige Organisation damit beauftragt wird, sie auszuführen.“

Englische Stimmen

Der „Daily Herald“, das Organ der Arbeiterpartei, betont die Notwendigkeit der Abrüstung. Er führt aus: „Die Lage ist gegenwärtig schwieriger als sie jemals seit Beginn der Genfer Konferenz gewesen ist. Um so mehr ist es notwendig, kaltes Blut zu bewahren. Wenn man sich überdies entschlossen zeigt, von dem Mechanismus der Sanktionen, über den der Völkerbund gegen jeden zum Kriege entschlossenen Staat verfügt, im vollen Umfange Gebrauch zu machen, so ist es möglich, den Frieden zu retten. Nichts rechtfertigt eine Politik der Vergewaltigung oder eine Rückkehr zu den Vorkriegsmethoden. Nichts rechtfertigt auch einen Verzicht oder eine Passivität in der Bemühung um die Abrüstung.“

Die „Liberale News Chronicle“ betrachtet die Lage vor allem im Zusammenhang mit den Absichten und geheimen Vorstellungen des Reiches. Sie schreibt: „Unserer Ansicht nach ist es von höchster Wichtigkeit, daß die französische und englische Regierung, wie alle anderen, die genaue Kenntnis über die Absichten Deutschlands besitzen, ihr Material den Mitgliedern des Völkerbundes mitteilen. Die Frage muß dann zu einer weltpolitischen werden und eine geschlossene Aktion des Völkerbundes herbeiführen.“ Norman Davis wird von Sir John Simon über alle Tatsachen, die der britischen Regierung bekannt sind, unterrichtet werden. Diese werden dazu beitragen, die Gründe zu unterstützen, welche für eine Zurückziehung des britischen Kontrollplans und zugunsten des unendlich wirksameren französischen Plans sprechen. Die Frage der Rüstungen ist jetzt in ein Stadium getreten, in dem alle Wirteljahre im europäischen Interesse einer einzigen Macht für den Frieden Europas verhängnisvoll werden würden.“

Die „Times“ äußert sich zur Frage des europäischen Friedens, indem sie sich über die Nürnberger Tagung klar zu werden sucht. Sie führt aus: „Die nationalsozialistische Proklamation erklärte, daß die Rundgebungen zum Ziele haben, den Glauben jedes einzelnen an den Endzweck zu stärken und eine große geistige und psychologische Bewegung für den weiteren Kampf zu propagieren. Ein Kampf gegen wen und ein Kampf für was? Diese Fragen stellt sich das

Ausland mit Misstrauen. Sicherlich, es gibt einen sehr beruhigenden Satz in Hitlers Rede, der vielleicht geeignet ist, seinen Anhängern allmählich die Vorstellung zu nehmen, die ihnen eingeimpft worden ist, daß nämlich nur militärische Taten Deutschland die Stellung wiedergeben könne, die es vor 1918 eingenommen hat. Die Welt wird aber dazu gebracht, die Führer des neuen Deutschlands mehr nach ihrer Politik als nach ihren Worten zu beurteilen, und sie hat noch keinen Grund, sich beruhigt zu fühlen, wenn sie sich an dieses einzige Kriterium hält.“

„Niemals“

Berlin, 7. Sept. Die Berliner Presse ist einmütig auf das Stichwort „Niemals“ gegenüber den französischen Kontrollplänen eingestellt. Vor der Kontrolle müsse die Aufrüstung der großen Militärmächte kommen. Den Franzosen sei es nicht um die Aufrüstung, sondern nur um die dauernde Entmachtung Deutschlands zu tun.

Gegen Deutschland!

Entweder — Oder

Paris, 7. Sept. In einer längeren Betrachtung zu den bevorstehenden Völkerbundverhandlungen schreibt „Matin“ (de Korab): „Nach unserer Ansicht werden die Verhandlungen im Völkerbundsrat, auf der Völkerbundsversammlung, im Abrüstungsbüro und im Hauptstaatsrat der Präzedenz für den Völkerbund darstellen. Sie werden uns zeigen, ob der Völkerbund wirksam ist oder ob er sich als völlig unnütz und gefährlich erweist. Gemäß den Erklärungen Paul Boncour's in Trebranten werden wir logischerweise verlangen müssen, daß der Völkerbund seine Aufgabe erfüllt, denn nur so lassen sich die gewaltigen Summen rechtfertigen, die wir in unseren Haushalten für den Völkerbund eingeleistet haben. Anscheinend dürfte es nach dieser Richtung kein allzu großes Hin und Her unter den Hauptmächten geben. Vor seiner Einschiffung nach Europa und sogar nach seiner Ankunft in Plymouth hat der Vertrauensmann Roosevelt, Norman Davis, von der Notwendigkeit einer Rüstungskontrolle gesprochen. Das war, wie man uns versichert, auch die Ansicht der englischen Minister, die übereingekommen sein sollen, eine „effektive“ Kontrolle — und wie wir hinzufügen, „sofortige“ Kontrolle — zu fordern. Das ist eine Vorbedingung, ohne die man unmöglich wissen kann, wohin man steuert. Nicht etwa nach dem Abschluß eines Abrüstungsabkommens darf man eine Kontrolle einstellen. Jetzt muß das geschehen, an die Verhandlungen auf eine erste Grundlage zu stellen. Die Nicht-Einhaltung dieses Verfahrens hat dahin geführt, daß die Verhandlungen, die sich seit 20 Monaten hinschleppen, zu nichts dienen. Um die europäischen Rüstungen verhältnismäßig herabzusetzen, muß man zunächst wissen, über welche Kräfte der Welt der Gegner verfügen kann. Aber darüber weiß man nichts. Denn es wäre heute wirklich sehr naiv oder böswillig, zu glauben, daß diese Kräfte die vom Verfallener Vertrag schlaggelehnten bleiben.“

Daß diese Ausführungen des „Matin“ gegen niemanden anders als gegen Deutschland gerichtet sind, ergibt sich aus den weiteren Darlegungen, in denen es zum Schluß heißt: „Vor Beginn der akademischen Aussprache über Art. 4 A von Kapitel 1 oder über den Anhang zu Teil 5 des englischen Planes wird der Völkerbund und zunächst darüber Ausschluß geben müssen, was hinter den großen, grauen Betonmauern der deutschen Fabriken sich abspielt. Wenn Deutschland sich dagegen sperrt, dann wird die Lage an Klarheit nur gewinnen. Wenn Deutschland dagegen annimmt, werden wir nicht so naiv sein, zu glauben, daß im Falle einer Feststellung von Verstößen automatisch eine Kollektivsanktion in Kraft treten könne. Aber wenigstens werden wir wissen, woran wir sind. Die Welt wird gewarnt sein und urteilen können. Dann hätte der Völkerbund wenigstens zu etwas gedient.“

„Tun wir das Notwendige“

Paris, 7. Sept. Der frühere Präsident der Republik, Doumergue, weiste kürzlich in Paris und wurde von einem Mitarbeiter des „Petit Journal“ zu Neußerungen über die allgemeine innen- und außenpolitische Lage veranlaßt. U. a. erklärte er zum Abrüstungsproblem: Frankreich hat in der Abrüstungsfrage alles getan, was in seinen Kräften liegt. Keine andere Nation hat so viel Opfer gebracht. Wir sehen dagegen um uns herum viele Länder, die ihre Militärmacht steigern. Ich will annehmen, ohne Angriffsgedanken, vielmehr zu dem Zweck, sich — wenn nötig — verteidigen zu können. Aber das liegt nicht im Sinne der Politik von Genf. Auch wir können eines Tages dahin kommen, uns verteidigen zu müssen. Tun wir also das Notwendige und gehen wir nicht über das hinaus, was wir brauchen, um uns Achtung zu verschaffen und unsere Grenzen zu sichern.

Die gestern von einer Nachrichtenagentur verbreitete Meldung, daß Edward Herrick zum Ehrenobersten der Roten Armee ernannt worden sei, wird hier als irreführend bezeichnet.

Nach einer Erklärung der amtlichen Nachrichtenstelle enthalten die Gerüchte über Rücktrittsabsichten des Bundeskanzlers Dr. Brüning jeder Grund.

Im chinesischen Honan-Gebiet wurden 1400 Dörfer von Ueberschwemmungen heimgesucht und dadurch eine Million Einwohner obdachlos.

Die heutige Morgenausgabe des Berliner Tageblatts ist in Veranstaltung eines Artikels über die Generalsynode beschlaggenommen worden.

In Bergedorf wurden 14 Angehörige des Reichsbanners, darunter der ehemalige Bürgermeister und der frühere Leiter der Polizei, unter dem Verdacht der Verschönerung von Waffen des Reichsbanners in Saugholt genommen.

Anfolge des durch das Hochwasser verursachten allgemeinen Elends verbreiteten sich in der ganzen Walden Ruslay und Glaxia. In Jaffa sind mehr als 10 000 Personen von diesen Krankheiten befallen worden.

Lord Grey gestorben

Einst der in Deutschland am meisten gehaßte Mann

London, 7. Sept. Lord Grey of Fallodon ist heute morgen 8.05 Uhr im Alter von 72 Jahren gestorben.

Edward Grey, Viscount of Fallodon, wurde am 25. 4. 1862 in Oxford geboren. Er kam 1885 als Liberaler ins Parlament und 1892—1895 parlamentarischer Unterstaatssekretär. Im Jahre 1905 wurde er Staatssekretär des Auswärtigen. Als solcher hatte Grey maßgeblichen Anteil an der Festlegung der Entente mit Frankreich und am Abschluß des Abkommens mit Rußland. In den kritischen Tagen des Juli und August 1914 galt Grey in Deutschland als der Hauptschuldige des Eingreifens Englands in den Krieg und wurde entsprechend gehaßt. Später zeigte sich, daß die Propaganda der damaligen deutschen Reichsregierung gegen Grey einen Mann traf, der keineswegs schlechthin als deutschfeindlich anzusprechen war. So hat er im Jahre 1928 im Vorwort zu einer Neuauflage seines 1925 zuerst erschienenen Memoirenbuches nachdrücklich gegen den Artikel des Verfallener Vertrages protestiert, der die Kriegsschuldfrage enthielt.

Im Jahre 1916 trat Grey von seinem Posten als Außenminister zurück, wobei ein Augenleiden als Anlaß diente. Gleichzeitig wurde er als Viscount Grey of Fallodon in den Peerstand erhoben.

Nach dem Kriege war er 1919—1920 als Botschafter in Washington tätig, um dann nochmals als Führer der unabhängigen Liberalen und Gegner Lloyd Georges hervorzutreten, bis er sich 1924 vorübergehend vom politischen Leben auf seine Besitzungen in Nordhumberland zurückzog. Seit dem Jahre 1929 war Lord Grey dann erneut politisch tätig, und zwar als Vorsitzender des großen Parteirates der liberalen Partei.

Ein Kardinal verkündet:

Wien — die „Herzkammer des Heiligen Römischen Reiches“

In Wien tritt in diesen Tagen der Allgemeine deutsche Katholikentag zusammen. Seit Jahrzehnten haben sich die deutschen Katholiken nicht in solcher Lage gefunden wie heute. In Oesterreich nehmen die Katholiken am Kampfe gegen den Nationalsozialismus teil — in Deutschland sind sie nicht nur erzwungen, sondern auch geistig gefaltet worden, sondern sie bemühen sich auch um eine geistig-seelische Anpassung an die Lehren des „Dritten Reiches“.

Der Erzbischof von Wien, Kardinal Innitzer, hat wie sich aus seinem Geleitwort zum Allgemeinen Deutschen Katholikentag ergibt, dem Geist von Bismarck keine Konzeption gemacht. Seine Liebe gehört Wien:

„Heiliger Geist, aus dem der Glaube dieser Sendung in neuer kraftvoller Blut auflodert und immer mehr die Herzen des ganzen Volkes ergreift. Wahrhaftig ist heute noch Wien, das wahrhaft kaiserliche Wien und sein österr. reichliches Land. Hier ist mehr als Dinnmark. Hier ist mehr als Grenzland. Hier ruht der alte heilige Römische Reiches heilige Kaisertrone und wenn erst — das ist nicht Sache der Politik, das ist Sache des Geistes und des Glaubens und darum darf ich es sagen — dieses katholische Wien wieder seinen ganzen Sinn lenkt und wenn seine Stellung als innerer Herzkammer des Reiches im ganzen deutschen Volk wieder anerkannt wird, erst dann wird dieses deutsche Volk seine Sendung erfüllen können, erst dann das christliche Abendland aus seiner lebendigen Mitte neues Leben, neue Kraft, neue Größe gewinnen. Das zu bezagen, das zu verwirklichen ist der Sinn der großen Tage, die uns besetzen.“

Der Kardinal hat an die wundeste Stelle des abendländischen Katholizismus gerührt, denn er weiß, wie viel deutsche SA-Katholiken heute am liebsten gegen Wien, die Herzkammer des Heiligen Römischen Reiches, marschieren möchten.

Um die spanische Regierung

Angriffsrede des Radikalsozialisten Lerroux

Madrid, 7. Sept. (Havas.) Der Führer der Radikalsozialisten, Lerroux, tritt gestern in der Kammer des Kabinetts Azana scharf an. Er warf ihm vor, nach diktatorischen Methoden zu regieren und das Vertrauen der Öffentlichkeit nicht mehr zu besitzen. Man müsse dabei die Frage stellen, ob die Regierung am Ruder zu bleiben gedente. Ministerpräsident Azana erwiderte, die Regierung wende keine diktatorischen Maßnahmen an, aber es sei ledig schwer, ein Volk zu leiten, das gewohnt gewesen sei, sich blindlings den Befehlen eines Diktators zu gehorchen. Im übrigen sei er überzeugt, daß die Mehrheit der Kammer immer noch hinter der Regierung stehe. Die Opposition verließ nach dieser Erklärung den Sitzungssaal, worauf der Regierung mit 146 gegen drei Stimmen das Vertrauen ausgesprochen wurde.

Eine jüdische Weltkonferenz

30 Organisationen sollen vertreten sein

Jaffa, 6. Sept. Wie aus Genf mitgeteilt wird, trat dort gestern abend die dritte vorbereitende Tagung für eine jüdische Weltkonferenz zusammen. Die provisorische Liste enthält die Namen von 30 Teilnehmern, die etwas mehr als 30 jüdische Organisationen der ganzen Welt vertreten. Ueber die Aufgaben dieses Kongresses erzählt die „Neue Jüdische Zeitung“, daß die Genfer Weltkonferenz im Unterschied zu dem Prager Kongreß, der sich ausschließlich mit der jüdischen Frage befaßte, das Forum sein sollte, vor dem alle jüdischen Probleme behandelt werden, die die Gesamtheit der Jüdischkeit angehen. Die Schwierigkeiten, die der Schaffung eines solchen Organs im Wege ständen, hätten bisher in der Unfähigkeit der Juden gelegen, sich für die gemeinsame Sache zu einigen. Selbst angedeutet der für das gemeinsame jüdische Vorgehen in Deutschland ständen die Auffassungen geteilt an sein. Während die einen behaupteten, daß die deutsche Antisemitismus bloß eine vorübergehende Erscheinung läßt, beurteilen die anderen, zu denen die Jüdischen einer jüdischen Weltkonferenz gehörten, die Lage als außerordentlich ernst. Schon auf der letzten Tagung solle außer der Frage der Organisation einer ersten jüdischen Weltkonferenz im besonderen die Behandlung der Juden in Deutschland vom internationalen Standpunkt aus beleuchtet werden.

Zwölf Todesurteile beantragt

Im Gültner Mordprozess beantragte der Staatsanwalt gegen die Angeklagten 12 Kommunisten der Gerresheimer und Erkrather Mordtruppe die Todesstrafe.

Letzte Meldungen

New York. Wie das Reuters-Büro in Verlichtigung seiner ersten Meldung mitteilt, hat es sich herausgestellt, daß bei dem schweren Eisenbahnunglück in Binghampton nur 14 Tote und 20 Verletzte zu beklagen sind.

Die Wirbelsturmkatastrophe, die die Küstenplätze des Staates Texas heimgesucht hat, forderte nach den hier vorliegenden Meldungen in der Stadt Brownsville 32 Todesopfer. 1500 Personen sollen verletzt sein.

Paul Bundesbesehl des Stahlhelmführers Reichsarbeitminister Selbte findet die Reichsführertagung des Stahlhelms am 23. und 24. September in Hannover statt. Etatschef Röhm hat sein Erscheinen zugesagt.

An Stelle des verstorbenen Marineministers Vengues wurde der bisherige Kolonialminister Sarrant zum Kriegs- und Marineminister und der radikale Abgeordnete Tallier zum Kolonialminister bestimmt.

Präsident Roosevelt hat den Marineminister Swanson angewiesen, sich an Bord des Kreuzers „Indianapolis“ sofort nach Havanna zu begeben.

Ueberflüssig und gefährlich

Von Dr. R. Thorwesten

Sittlerdeutschland — daran kann kein Zweifel sein — ist in der Welt politisch und moralisch isoliert, mehr isoliert als das Deutschland des großen Krieges. Seine Machthaber wissen es, ja, in gewissen Momenten geben sie es offen zu und rühmen sich, aus der Not eine Tugend machend, der stolzen Vereinsamung.

Die Massen wissen es nur zum Teil. Sie fühlen es vielleicht, aber sichere Kunde bringt nicht zu ihnen. Die ausländischen Zeitungen, die es ihnen deutlich vor Augen führen könnten, sind verboten, und die inländischen müssen schweigen oder lügen. Zu ihnen reden kann niemand, ohne sich der Gefahr brutaler Verfolgung auszusetzen.

Auf diese Massen des deutschen Volkes aber kommt es an, und deshalb ist es verhängnisvoll, wenn ihnen nicht nur von der eigenen Regierung, sondern auch von den Fremden etwas vorgezeigt wird.

Und das ist jetzt in Nürnberg bei Gelegenheit des sogenannten Parteitagcs der Nationalsozialisten geschehen.

Der deutsche Arbeiter und der deutsche Durchschnittsbürger erfahren nicht, was die maßgebenden Stellen und die maßgebenden Organe der öffentlichen Meinung in Paris, London und anderwärts über dieses Spektakelstück denken und aussprechen. Sie vernehmen nicht die abfällige und besorgte Kritik, die an dem misitärischen Schaugepränge geübt wird. Es kommt ihnen nicht zum Bewußtsein, wie ungünstig auch dieses Theater auf die Stimmung draußen gewirkt hat, und wie es in der Hauptsache nur unter dem Gesichtspunkt gewirkt hat, daß die von Deutschland drohende Gefahr aufs neue heroorgehoben wird.

Die Massen haben die Anwesenheit der fremden diplomatischen Vertreter festgestellt, und niemand kann ihnen verübeln, wenn sie daraus den Schluß ziehen, daß Deutschland und sein gegenwärtiges Regime geachtet und vielleicht sogar geliebt wird.

Zwar sind nicht alle die Diplomaten gekommen, die man angekündigt und erwartet hatte. Die Botschafter Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion waren beispielsweise nicht erschienen. Aber eine ganze Reihe war doch als geehrte und hofierte Festteilnehmer zugegen.

Mußte das sein? Gehörte etwa Pflichten der internationalen Höflichkeit die Anwesenheit? Es handelte sich doch nicht um einen Staatsakt, sondern um den Kongreß einer Partei, und zuvor hat man nie vernommen, daß die Gesandtschaften der Partei eines Landes, in dem sie beglaubigt waren, Ehrenbezeugungen erwiesen, auch nicht, wenn diese Partei an der Regierung war.

Ober wurde es für nötig gehalten, die Vorgänge, die sich abspielten, zu beobachten? Das hätten die Herren bequem haben können. Die Reden vermittelten der Rundfunk und die pflichtmäßig begeisterte Presse, und schließlich hatte man ja schon zur Genüge nationalsozialistische Festveranstaltungen erlebt.

Rein, der Besuch dieses Jahrmärkts der Braununiformierten war deplaciert und in keiner Weise zu rechtfertigen. Er mußte den Eindruck erwecken, als ob die Länder, deren Würdenträger erschienen waren, nicht nur der allgemeinen Politik, sondern auch den diese Politik begleitenden verbrecherischen Untaten ihre verständnisvolle Sympathie erweisen wollten. Noch dazu in Nürnberg, einer der Städte, in denen der nationalsozialistische Terror gegen Marxisten und Juden am schlimmsten gewütet hat.

Am allerunverständlichsten und am allerbedauerlichsten aber ist die Beteiligung dänischer und schwedischer Diplomaten. In Dänemark und Schweden sind Regierungen am Ruder, deren entscheidende Stellen durch Sozialdemokraten besetzt sind. Haben sie kein Empfinden für das Gefühl, das bei den Arbeitern aller Länder durch diese Reverenz vor Adolf Hitler erweckt werden muß? Gar nicht zu reden davon, daß Dänemark noch dazu unter den frechen Angriffen der deutschen Nationalisten in Nordschleswig leidet.

Siehe auch Seite 1

Das ist Hitlers Freund

Dokumente des „Geistes“ um den deutschen Staatsführer

Die Verfasserin des ausgezeichneten Briefes aus Nürnberg, schickte uns gleichzeitig auch die Nr. 87 der „Fränkischen Tageszeitung“ Streichers. Die Nummer ist mit einem großen Milde des Reichskanzlers verziert, das Hitler eigens seinem Süstenfreunde Streicher zur Verfügung gestellt hat.

In dieser einen Nummer finden wir in einem Buß anderen Schlamms folgende Notizen:

Uns ging eine Mitteilung zu, daß auf den Eintrittskarten für unser Schauspielhaus noch Reflome für eine jüdische Firma gemacht wird. Wir haben uns sofort an unseren Pa. Oberbürgermeister Piebel gewandt und von diesem die Zusicherung erhalten, daß diesem Uebelstande sofort abgeholfen wird.

Das ist prompt gegangen — — —

Daß da der Jude Kach jr. erkens schon die Frechheit, vor der Anschlagtafel des Hitlerhauses in Nürnberg zu stehen und die nationalsozialistischen Zeitungen zu lesen; zweitens die Dreistigkeit, ganz ungeniert und auffällig zu leben und abfällige Kennerungen laut werden zu lassen. Unsere Antwort kam aber auch sehr prompt. Der Posten holte sich das Jüdelin auf die Wache, wo es vernommen und dann an die Polizei weitergegeben wurde, um dann umgehend nach Dachau befördert zu werden.

Jawohl, das gab es auch noch

An der Geschäftshalle der NSDAP. in Nürnberg ist eine Prangertafel für die ehrvergeßenen Mädchen, die sich mit Juden einlassen. Eines von diesen angeprangerten „deutschen“ Mädchen verzeite nun vor einigen Tagen mit ihrem Plattfächer; das gibt es heute leider noch bei und da! Aber ein Verwandter dieses Mädchens brachte folgendes fertig: Er ging mit dem Parteibildchen und dem Koffer dieses Mädchens an die Bahn mit, leistete dem Mädchen für die Reise mit dem Juden alle möglichen Kavalierdienste. Das darf es nicht mehr geben.

Die Internationale hat sich durch den Besuch belastet gefühlt, den Henderson als Vorsitzender der Abrüstungskonferenz dem deutschen Reichskanzler in München abgestattet hat. Was in Nürnberg gesah, war wesentlich schlimmer, und wir möchten hoffen, daß die dänischen und schwedischen Sozialdemokraten das ihren Kabinetten, die sich nebenbei in Berlin durch einen königlichen Kammerherrn und durch einen Aristokraten vertreten lassen, recht deutlich zu Gemüte führen. Daß der Botschafter Mussolinis das Fest durch seine Anwesenheit zierte, war selbstverständlich, daß die Repräsentanten von Arbeiterregierungen den Arbeitermördern sozusagen zu internationalem Ansehen verhelfen, bleibt unverzeihlich.

Eckert, der Mörder

Nach alter Methode haben gleichgeschaltete Blätter versucht, den Mörder Theodor Lessings den Sozialdemokraten zuzurechnen. Was ist Wahrheit? Max Eckert war seit dem Vorjahre aktives Mitglied der Sektion Schanz des deutschen Turnvereins Jahn in Klemendorf. Bei diesem deutschen Turnverein war Eckert sogar bis zuletzt Vorturner und hat da auch oft das Ainderturnen geleitet. Er ist gleichfalls seit dem Vorjahre Mitglied der Gewerkschaft deutscher Arbeiter, der RSD. im deutschsprachigen tschechoslowakischen Gebiet. Die Mitgliedsarten beider Korporationen wurden bei der Hausdurchsuchung in der Wohnung Eckerts vorgefunden und befinden sich im Besitz der Untersuchungsbehörden.

Aufregung — um jeden Preis!

Die „Prager Presse“ schreibt zu dem Mord in ihrem Leitartikel: „Bei der Beurteilung der Tat fällt zunächst und vor

Juden haben im Gesellenhospiz keinen Zutritt

Auch am Gesellenhospiz ist nun ein Plakat obigen Inhalts angebracht. Es ist also wieder eine schöne Erholungshütte in Nürnberg von der Rischpöche frei, so daß sich die deutschen Volksgenossen wieder dieser schönen Gartenwirtschaft erfreuen können.

Sie finden erst Ruhe, wenn sie am Jordan angelangt sind

In Nürnberg, in Nürnberg und in fast allen anderen Städten Mitteldeutschlands ist den Juden der Zutritt, insbesondere zu den öffentlichen Bädern mit Recht untersagt. Sie sind daher gezwungen, nach neuen Erfrischungsorten zu suchen. Als Wüstensöhne lieben sie ganz besonders sandreiche Uferstrände. So kam es denn vor einigen Tagen, daß plötzlich am Rednitzufer bei Limbach und Rahwang einige Nürnberg Plattfächer auftauchten. Zuerst etwas schüchtern, dann aber um so lecker. Als sie aber die Stimmung der dort weilenden Schwabacher Badegäste merkten, verschwanden sie eilig in südöstlicher Richtung, dem Flußbette der Rednitz folgend. Sie werden auch weiter südöstlich kein Glück haben, es sei denn, daß sie ihre Wanderung solange in derselben Richtung fortsetzen, bis sie in ihrer Heimat, am Jordan, angelangt sind. Dort mögen sie dann baden, solange sie daran Gefallen haben, und Deutsche stören und belästigen sie dann wenigstens nicht mehr.

Der Bauer hat vom Juden genug

Laut einstimmigem Beschluß des Gemeinderates Großgärz im Land vom 15. August wurde den Juden der Zutritt in das Dorf verboten. Sollte einer dieser Hebräer sich erlauben, trotz Verbot sich in das Dorf zu schleichen, so werden die Bauern dafür sorgen, daß er ungeheuer schnell wieder hinausfliegt.

allem auf, daß es die Menschelmörderzentrale sorgfältig vermeidet, auf das Gebiet einer der benachbarten „Großmächte“ überzugreifen. Ein weiterer auffälliger Umstand ist es, daß die Attentate, Grenzüberstreichungen und Morde hauptsächlich in solchen Gebieten stattfinden, wo eine zahlreiche deutschsprachige Bevölkerung offenbar in Aufrührung gehalten werden soll, um Widerwille einzuschüchtern, um Willige aufzumuntern. Die deutsche Grenze soll in ihrer ganzen Ausdehnung offenbar zu einer stehenden Grenze gemacht werden, die Leute sollen sich offensichtlich daran gewöhnen, die Nacht der neuen Bewegung immer vor Augen zu haben. Deshalb wohl auch die Gleichzeitigkeit der Ereignisse; die Schweizer Grenzverletzung, der Ueberfall von Innsbruck und nun auch der Mord von Marienbad sind auch in ihrer Gleichzeitigkeit ein Memento, welches zu denken geben muß.

Um deutsches Ansehen zu mehren . . .

Der „Daily Telegraph“ ist empört über die Haltung der deutschen Presse zum Mord an Professor Lessing und gibt seiner Empörung folgendermaßen Ausdruck: „Angesichts des großen Nürnberg Parteltages zeigt die gleichgeschaltete deutsche Presse unverhohlen ihre Verachtung über den brutalen Mord an dem Sozialisten und Juden Lessing. Das Andenken Lessings wird beleidigt und die Mörder werden wie die Mörder Rathenau und Erzbergers bewundert.“

Moskauer Rundschau verboten

Berlin, 6. Sept. (Anpreh.) Nachdem die Moskauer offizielle deutschsprachige Zeitschrift „Moskauer Rundschau“ in den letzten Tagen an den Riosken wiederholt beschlagnahmt worden war, ist jetzt die Einfuhr nach Deutschland „bis auf weiteres“ verboten worden. Gleichzeitig wurde das Verbot gegen eine Reihe weiterer im Ausland erscheinenden Zeitungen ausgesprochen.

Sontamara

ROMAN VON IGNAZIO SILONE

Die Eingabe selbst war nicht da. Cavaliere Pelino kannte sie nicht. Er gab uns sein Ehrenwort, daß er sie wirklich nicht kenne. Die Eingabe sei von seinem Vorgesehten geschrieben worden. Ihm obliege nur, Unterschriften zu sammeln, und den Casoni sie zu geben.

„Verstanden?“ und erklärend fügte er hinzu: „Die Zeit, in der die Casoni übergegangen und verachtet wurden, ist vorbei! Jetzt haben wir eine neue Obrigkeit, die großen Respekt vor den Casoni hat und deren Meinung hören will.“

„Darum unterschreib! Würdigt die Ehre, die die Obrigkeit euch erweist, indem sie euch einen Beamten schickt, um eure Meinung zu vernehmen.“

Wir waren noch misstrauisch. Generale Baldifera aber, der die letzten Erklärungen gehört und sich unterdessen genähert hatte, sagte — wie die Schuster nun einmal sind — ganz unvermittelt:

„Wenn der ehrenwerte Herr mit verschert, daß es sich nicht um Zahlen handelt, unterschreibe ich als Erster.“ Und er unterschrieb als Erster. Dann ich. Dann Pontius Pilatus, der neben mir stand. Dann Michele Jompa. Dann Marietta.

Und die andern? Wie konnte man sie fragen? Es war unmöglich, zu dieser Stunde von Haus zu Haus zu geben.

Cavaliere Pelino fand die Lösung: wir sollten ihm die Namen aller andern Casoni von Sontamara diktieren und er würde sie buchen. So wurde es gemacht.

Bei einem einzigen Fall ergab sich eine Diskussion, nämlich bei Gerardo Biola. Wir versuchten, Cavaliere Pelino klar zu machen, daß Gerardo in gar keinem Fall unterschreiben hätte. Aber auch sein Name wurde gebucht.

Der zweite Bogen war bereits mit Namen gefüllt und der Stadtmensch hatte schon dreißig bis vierzig Streichhölzer verbraucht, als ihm etwas in die Augen saß. Etwas auf dem Tisch machte ihm Eindruck, eselte ihn an. Auf dem Tisch war nichts. Er zündete ein neues Streichholz an und untersuchte

ihn aufmerksam. Er neigte sich so tief hinunter, daß er fast mit der Nase anstieß. Dann deutete er mit dem Finger auf einen Punkt und meckerte mit seiner Ziegenstimme:

„Was ist denn das? Von wem stammt diese Schweineret? Wer hat sie mitgebracht?“

Suchte er Streit? Niemand antwortete. Generale Baldifera ging aus Vorlicht weg. Der Fremde wiederholte seine Frage vier-, fünfmal. Er zündete drei Streichhölzer an einmal an, damit es über dem Tisch heller wurde. Da sah man, daß sich etwas bewegte. Nichts Schreckliches, aber es war etwas da.

Pontius Pilatus erhob sich als Erster, beugte sich darüber, betrachtete es und sagte:

„Nicht von mir!“

„Ich tat das gleiche. Besch, berührte, wendete das Insekt, wendete es mit dem Fingerringel noch einmal.“

„Wirklich und wahrhaftig nicht von mir!“

Michele Jompa tat, als hätte er nichts gehört und schaute rauchend in die Luft. Auch Marietta beugte sich über den Tisch, sah das Insekt, das schon in der Mitte des mit Namen bedeckten Bogens angekommen war, lange an, nahm es auf die Hand, warf es mitten auf die Straße, und sagte:

„Sonderbar! . . . Höchst sonderbar! . . . Eine neue Art . . . dunkler, länger, mit einem Kreuz auf dem Rücken . . .“

Michele Jompa sprang schreiend auf:

„Was? . . . Wie? . . . War wirklich ein Kreuz auf dem Rücken? Und du hast sie weggeworfen? Hast die Laus des Papstes weggeworfen? Hast die Laus der Verhängung weggeworfen? Unglückselige, Verfluchte, Verworfenen! . . .“

Niemand wurde klug daraus. Da fing Michele zu erzählen an:

„Es handelt sich um einen Traum, den ich im vorigen Winter hatte. Ich habe ihn dem Kononikus Don Abbacchio erzählt. Dieser riet mir, darüber zu schweigen. Jetzt aber, — wenn Marietta nicht lügt — ist er erschienen. Er ist erschienen und ich kann sprechen.“

Nach dem Frieden zwischen Kirche und Staat, erklärte uns Don Abbacchio — wie ihr euch wohl erinnern werdet —, daß für die Casoni jetzt eine Zeit des Glücks beginne, denn der Papst habe für uns von Christus viele Erleichterungen erhalten. Da habe ich im Traum den Papst mit dem Gefrenzigten disputieren hören.

Der Gefrenzigte sprach:

„Um diesen Frieden zu feiern, wäre es gut, das Land des Fucino den Casoni zu geben, die es bebauen.“

Der Papst antwortete:

„Herr, Prinz Torlonia wird nicht wollen . . . Vergesst nicht, daß Prinz Torlonia eine schöne Abgabe an die Kasse von St. Peter macht.“

Der Gefrenzigte sprach:

„Um diesen Frieden zu feiern, wäre es gut, die Casoni vom Steuerzahlen zu befreien.“

Der Papst erwiderte:

„Herr, die Regierung wird nicht wollen . . . Vergesst nicht, daß sie von den Steuern der Casoni zwei Milliarden Lire an die Kasse von St. Peter abführen muß.“

Der Gefrenzigte sprach:

„Um diesen Frieden zu feiern, werde ich vor allem für die Casoni und die Kleinbauern eine gute Ernte machen.“

Der Papst erwiderte:

„Herr, wenn die Ernte der Casoni zu gut wird, werden die Preise sinken. Vergesst nicht, daß alle unsere Bischöfe und Kardinalgroßgrundbesitzer sind!“

Da wurde der Gefrenzigte sehr traurig, daß er nichts für die Casoni unternehmen konnte, ohne andere zu schädigen.

Darauf sagte der Papst, der die Casoni sehr liebte:

„Nah gut sein, Herr. Vielleicht ist es doch möglich, etwas für die Casoni zu tun, was weder dem Prinzen Torlonia noch der Regierung, noch den Bischöfen und Kardinalen unangenehm ist.“

Und so flogen in der Nacht der großen Veröhnung Heiland und Papst rund um den Fucino, über alle Dörfer der Marsika hin. Christus zog voraus, hatte einen großen Sack auf dem Rücken, hinter ihm der Papst, mit der Erlaubnis, was immer den Casoni nützen könne, aus dem Sack zu nehmen.

In allen Dörfern sahen die beiden himmlischen Reisenden das gleiche. Casoni, die sammelten, suchten, tritten, sich ängstigten, die nicht wußten, was essen, nicht womit sich kleiden. Da wurde der Papst im Innersten betrübt, nahm einen Haufen Lüne aus dem Sack, warf sie auf die Marsika hinunter, und sprach: „Nehmt, geliebte Söhne, nehmt und tragt euch! . . . Auf daß ihr in euren Ruhestunden der Sünde fernbleibt.“ (Fortsetzung folgt.)

Schonung des Bankwesens

Schacht und Feder zur neuen Bankenquete

Reichsbankpräsident Dr. Schacht hatte am Mittwoch vor dem Untersuchungsausschuss für die Durchführung der Bankenquete eine Rede gehalten, die keinerlei klare programmatische Forderungen enthält. Die entscheidenden Sätze lauten:

Die sorgfältige Handhabung der Notenpresse sei entscheidend für alle Wirtschaftspolitik auf dem Gebiete der Löhne und der Preise, sowie der öffentlichen wie der privaten Haushalte. Diese Zusammenhänge hätten bei manchen die Forderung nach einer Verstaatlichung des gesamten Bankwesens entstehen lassen. Die Frage werde zu prüfen sein, ob das An- und Ausleihen von Kapital und die Kreditvermittlung den privaten Händen grundsätzlich zu entziehen sei und alle diejenigen, die ihr Geld ausleihen wollen oder Kredite in Anspruch nehmen möchten, hierbei an den Staat gebunden sein sollten. Wenn die Untersuchung des Bankenausschusses zu dem Ergebnis kommen sollte, daß das private Bankwesen nicht grundsätzlich auszuschließen, andererseits aber auch eine Einschränkung des Staates auf dem Gebiete des Bankwesens nicht zu entbehren sei, so werde man nicht umhin können, die Grenzen zwischen beiden Faktoren eindeutig abzugrenzen. Ein Durch- und Gegeneinanderarbeiten von Staats- und Privatwirtschaft müsse zu gefährlichen Störungen führen.

Außerdem soll sich der Ausschuss mit den Problemen der Zinsgestaltung, der Profitverteilung usw. beschäftigen.

Selbst wenn die Bankenquete, was noch sehr zweifelhaft ist, zur Bejahung eines verstärkten staatlichen Einflusses auf die Banken, insbesondere auf deren Kreditwesen kommen sollte, kann von einer Sozialisierung bei dem Charakter des jetzigen Staates keine Rede sein. Die tatsächliche Macht liegt in den Händen der Schwerindustrie, des Großgrundbesitzes und der Militärkaste, die auch eine Bankenkontrolle nicht im gemeinnützigen Sinne, sondern kapitalistisch ausüben wird.

Der Staatssekretär Feder gab wieder einmal das von ihm selbst verfaßte nationalsozialistische Programm preis. Er lehnte jegliche Sozialisierung auf dem Gebiete der Produktion ab, auch von Federgeld will er nichts mehr wissen. Der Beauftragte des Reichshauptamtes für Wirtschaftsfragen, Wilhelm Keppler, ein rein kapitalistisch denkender Mann, meinte, es würde alles vom Standpunkt der wirtschaftlichen Vernunft und Zweckmäßigkeit aus geprüft werden. Keppler ist einer der „Normalisierer“, die den normalen (lies: freien) Kapitalismus wiederherstellen wollen.

Schnecken tempo

Das nennt sich Arbeitsbeschaffung!

Von Dr. Richard Kern

Auf keinem Gebiete betätigte sich die nationalsozialistische Propaganda so lärmend wie auf dem der Arbeitsbeschaffung. Die Angaben über ihren Umfang sind in der Regel ebenso phantastisch wie die über die Mittel. Wenn von Millionenprojekten und Milliardensummen die Rede ist, handelt es sich immer nur um Pläne, nie um Taten. Das läßt sich an Hand der Zahlen leicht nachweisen.

Bereits zu Beginn des Jahres 1933 waren für öffentliche Arbeitsbeschaffung bewilligt 1282 Millionen Reichsmark. Davon entfielen 342 Millionen auf das Brünning-Wappen-Programm, 280 Millionen auf die Reichsbahn, 60 Millionen auf die Reichspost und 600 Millionen auf die Steuergutscheine zur Finanzierung des Schleicher-Gereke-Programms. Von diesen 1282 Millionen, deren Bewilligung zum größten Teil schon ein volles Jahr zurückliegt, sind aber bis jetzt nur 444 Millionen wirklich zur Verfügung gestellt worden. Selbst einschließlich der Mittel aus dem Reichshaushalt und aus der Arbeitslosenversicherung beträgt der gesamte Aufwand für die öffentliche Arbeitsbeschaffung nicht mehr als 500 bis 600 Millionen Mark. Aber das war zum großen Teil noch das Programm des alten Systems. Auf die Rechnung des „dritten Reiches“ ist nur seine langsame und mangelhafte Ausführung zu setzen.

Was ist nun aber seit dem Umschwung geschehen? Wie steht es mit der neuen Milliarde, dem Kernstück der Hitlerschen Propaganda? Selbst für die Verteilung existiert nichts weiter als ein — Plan. 200 Millionen sollen für die Instandsetzung an öffentlichen Gebäuden gegeben werden, 100 Millionen für Versorgungsanlagen, 150 Millionen für Tiefbauarbeiten, 125 Millionen für Sachleistungen an Hilfsbedürftige, 100 Millionen als Subvention für die Hausbesitzer zur Instandsetzung an privaten Wohngebäuden, 100 Millionen auf die vorstädtische Kleinsiedlung, 150 Millionen auf ländliche Siedlungen, Meliorationen und Flugregulierungen, während für die Verwendung des Restes von 75 Millionen noch nicht einmal ein Plan vorhanden ist. Selbst wenn man sich sehr beeilen würde, viele der Arbeitsbeginne für die meisten Projekte in den Herbst. Die Arbeiten müßten also während des Winters unterbrochen werden, die Arbeitslosigkeit würde wieder steigen.

Von den prächtigen ausgeblähten Milliarden ist bis heute also höchstens eine halbe Milliarde wirklich geworden. Das hat seinen Grund aber nicht in erster Linie in den Anlaufschwierigkeiten oder in den bürokratischen Hemmnissen, die in dem totalen Staat der Nationalsozialisten mindestens ebenso groß sind als sie vorher waren. Die Hauptschwierigkeiten liegen in der mangelnden Finanzierung. Die Kasse des Reiches ist leer, ebenso geht es den Länder- und Gemeindekassen. Nur mit größter Mühe können die laufenden Ausgaben gedeckt werden. Für andere ist überhaupt kein Geld da. Erst kürzlich hat man mitgeteilt, daß die Ausgabe von Bedarfsdeckungsscheinen für Winterbedürftige, also die einfachste, beste und schnellste Form der Arbeitsbeschaffung, wegen Mangel an Mitteln verschoben werden muß.

Im Herbst aber wird noch weniger Geld da sein als bisher. Die Steuereinnahmen gehen dauernd zurück. Großzügige Arbeitsbeschaffung ist nicht möglich ohne ausreichende Finanzierung. Aber weder an eine Besteuerung der großen Vermögen noch an eine Anleihe denken die Herren des „dritten Reiches“. Einer Besitztümer steht ihre Steuerscheine, der Aufnahme einer Anleihe das fehlende Vertrauen im Wege. So bleibt ihnen nur die Wechselkassette übrig.

Neues Geld wird gemacht. Aber im Gegensatz zu früher wird es nicht gedruckt, sondern geschrieben. Für die Einlösung dieser Wechsel steht aber zuletzt allein die Reichsbank mit ihrer Notenpresse zur Verfügung. Die Reichsbank hat begründete Angst vor den Folgen dieser Bankrottwirtschaft. Die Verpflichtungen, die sie bisher bereits eingegangen ist, sind ungeheuerlich. Sie hat den Wechsel zur Arbeitsbeschaffung garantieren müssen. Außerdem aber auch die Steuergutscheine, die Ausgaben für die Osthilfe, die zahlreichen Krisenkredite, die Finanzierung der Russenwechsel und vieles mehr. Ihre Zusagen für all diese finanziellen Verpflichtungen belaufen sich auf mehr als 5 Milliarden Mark. Diese Summe ist ebenso hoch wie der gesamte Umlauf an Zahlungsmitteln.

Die Gefahr der Inflation rückt bei dieser leichtfertigen Finanzierung immer näher. Aus Furcht davor tut die Reichsbank alles, um die Arbeitsbeschaffung zu verlangsamen. Das hat sie erreicht. Es ist ein Kampf hinter den Kulissen, der mit großer Fähigkeit geführt wird. Er tobt zwischen den bedenkenlosen Demagogen, die mit den finanziell gefährlichsten Methoden um jeden Preis die versprochene Besserung der Wirtschaft im rein kapitalistischen Rahmen herbeiführen möchten und der Reichsbank, die die Währung jeden Tag mehr gefährdet sieht, und die daher auf der Linie des geringsten Widerstandes, also auf den Rücken der Arbeitslosen, einen fast aussichtslosen Kampf gegen die neue Inflation führt.

Denn in einem sind alle einig: sie wollen keine Opfer der Besitzenden, keine Vermögensabgabe der Reichen, keine Zwangsanleihe. Solche Eingriffe widersprechen dem Wesen des Kapitalismus, aber auch den Prinzipien des „Deutschen Sozialismus“. Deswegen wird die Arbeitsbeschaffung nur im Schnecken tempo vorwärts schreiten. Die Inflation aber wird zuletzt doch nicht vermieden.

„Unter 40 Stunden“

Am Monatsende August waren in Firmensens rund 2000 Arbeiter mehr eingestellt gegenüber 2000 Volkwerblösen im Vorjahr. Rund 6000 Arbeiter sind unter 40 Wochenstunden beschäftigt. Es ist laut Federmarkt notwendig, die Aufträge möglichst frühzeitig für das Winterbeschäftigungsprogramm zu erteilen, um die Beschäftigung frecken zu können. Beim Einzelhandel hat der Geschäftsgang in der zweiten Hälfte des August etwas nachgelassen, wodurch die Beschäftigung schleppender wurde.

Schweden kauft nicht mehr

Die Rasse-Arier wollen von den Pseudo-Ariern nicht viel wissen . . .

Stockholm, den 7. September 1933. (Eig. Ber.)

Die der Stockholmer „Social-Demokraten“ berichtet, reagiert die schwedische Käuferwelt sehr stark auf die vermehrten Gewaltmaßnahmen der deutschen Nationalsozialisten. Nicht nur die jüdischen Geschäftsleute, sondern Leute aus allen Bevölkerungsschichten Schwedens sind ganz spontan zum Boykott deutscher Waren übergegangen, obwohl in Schweden bisher keinerlei Boykottpropaganda betrieben worden ist.

Es ist sicher nicht zuletzt diese allgemeine Abneigung der schwedischen Öffentlichkeit gegen die Regierungsmethoden in Hitler-Deutschland, die verursacht hat, daß der bereits sehr stark eingeschränkte deutsche Export nach Schweden in der ersten Hälfte des Jahres 1933 um weitere 20 Prozent abgenommen hat.

Führende schwedische Geschäftsleute versichern daher auch, daß die Abneigung der Käufer gegen deutsche Waren so stark ist, daß die schwedische Geschäftswelt gezwungen sein wird, nach dem Abstoßen ihres Bestandes an deutschen Waren ihren Bedarf in anderen Ländern zu decken. Laut „Social-Demokraten“ wird aber entsprechend den Beschlüssen der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiter-Internationale die Frage eines organisierten Boykotts deutscher Waren auch für Schweden aktuell werden. In diesem Falle ist mit einer

bedeutenden Verschärfung der gegenwärtigen Boykottbewegung zu rechnen.

Welche Folgen eine organisierte und planmäßige Boykottbewegung für die hitlerdeutsche Wirtschaft haben würde, geht aus der Tatsache hervor, daß Schweden viermal soviel in Deutschland kauft, als es auf dieses Land verkauft.

Allerdings besteht ein großer Teil des deutschen Exportes aus Rohstoffen und Halbfabrikaten, die nur in verhältnismäßig kleinem Umfange von einem allgemeinen Boykott betroffen werden würden. Außerdem exportiert Deutschland über nach Schweden für über 100 Millionen Kronen Ware, die überwiegend mit deutscher Ursprungsbezeichnung verkauft wird, so daß sich die Käufer jederzeit davon überzeugen können, ob ihnen deutsche Waren angeboten werden. Hier hätten also im Falle einer allgemeinen Boykottbewegung die Anforderungen einzulösen, um Hitler-Deutschland empfindlich zu treffen. Natürlich wäre Schweden sehr leicht imstande, seinen diesbezüglichen Warenbedarf in solchen Ländern zu decken, die verhältnismäßig bessere Abnehmer schwedischer Erzeugnisse als Deutschland sind. „Social-Demokraten“ ist jedoch der Ansicht, daß bereits der jegliche frontale Boykott deutscher Waren eine sehr merkbare Abnahme des deutschen Exportes nach Schweden zur Folge haben wird.

Abwärts!

Jute schränkt die Produktion ein

Der Bezirksverband der Deutschen Juteindustrie hat, wie kurz gemeldet, für seine Mitglieder eine Regelung der Produktion ab 1. September beschlossen. Dem Abkommen, das bis Ende 1934 gelten soll, sind bisher 97 Prozent der Produktionskapazität der Juteindustrie beigetreten. Es bestimmt eine Einschränkung der Produktion, wobei das Ausmaß der Beschränkung geklärt ist und sich von 10 Prozent bei den Großbetrieben bis auf 10 Prozent bei den Kleinbetrieben ermäßigt. Durch diese Angebotsverminderung soll dem Rückgang der Preise für Juteabfälle Einhalt geboten werden, und um Preisunterbietungen auszuschalten, werden Höchstpreise vom Verband aufgestellt, auf deren Einhaltung aber nur im Inland geachtet werden soll, während im Exportgeschäft volle Preisfreiheit bestehen bleibt. Von einer kartellmäßigen Preisbindung wurde in diesem Abkommen abgesehen.

Mehr Feierschichten an der Ruhr

In der Woche vom 20.—26. August wurden im Ruhrkohlenbergbau arbeitstäglich 241 803 (Vorwoche 241 000) Tonnen Kohle gefördert und 46 521 (45 441) Tonnen Roß und 8190 (8201) Tonnen Freischölen erzeugt. Die Zahl der wegen Arbeitsmangels eingeleiteten Feierschichten erhöhte sich auf arbeitstäglich 37 325 (33 433). Die Leiharbeitnehmer gingen auf insgesamt 10,60 (10,60) Mill. Tonnen zurück.

„Weiterhin sehr schwierig“

Die der Röhrenverband berichtet, hat sich das Inlandgeschäft im August auf dem leicht gebesserten Stande der Vormonate gehalten. So wie eine günstigere Marktlage schmeichelt werden könnte, sei sie vornehmlich auf das sich mehr und mehr durchsetzende Vertrauen in die rentierungsfähigen Maßnahmen zurückzuführen. Auf den Auslandsmärkten sei keine wesentliche Besserung gegenüber den Vormonaten eingetreten. Die Verkaufsmöglichkeiten ließen weiterhin sehr schwierig. Die Kundenschaft sei merklich zurückhaltend.

Arbeitsförderung

Auch die Teilhause in der Textilindustrie ist zu Ende

Der Verein Deutscher Volkshäuser und Kammergarnspinner hat den Kammergarnspinnereien einen Voranschlag unterbreitet, nach dem zugunsten eines Produktions- und Arbeitsausgleichs mit Wirkung vom 31. Januar 1934 die Doppelschichten grundsätzlich fortzufallen sollen.

Einstuhlsystem auch in Gladbach-Rheydt

Die in Aachen vor einiger Zeit zum Beschluß erhobene Anregung, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in den Webereien für Wolle und wollgemischte Oberstoffe zum Einstuhlsystem zurückzuführen, kommt, wie der „Volkshaus“ aus Offen gemeldet wird, nunmehr auch bei den Vereinigten Arbeitgeberverbänden des Gladbach-Rheydter Bezirks allgemein zur Durchführung. Die Nachgruppe Baumwoll- und Wollweberei der Gladbach-Rheydter Textilindustrie hat heute einstimmig beschlossen, am 1. September das Einstuhlsystem für diese Stoffe abzuschaffen und sie in Zukunft nur noch im Einstuhlsystem herstellen zu lassen.

Betriebseinschränkungen

Infolge des stark abnehmenden Absatzes an Bindemitteln für die zementähnliche Zementindustrie, die das Spezialprodukt des Neuwieder Wertes der Portland-Zementwerke Dackhoff-Wiking AG. in Mainz-Amöneburg darstellen, wird sich nach Mitteilung der Verwaltung eine Einschränkung auf diese in Werk nicht vermeiden lassen. doch hofft man, daß die in einer Kürzung der Arbeitszeit und notfalls auch in Teilerlassungen bestehenden Einschränkungen nur von kurzer Dauer sein werden.

Was ist „deutsche Firma“?

Ein schwieriger Begriff

Berlin, 6. Sept. (Juprek.) Die nationalsozialistische Zeitschrift „Die deutsche Volkswirtschaft“ hat sich in ihrer neuesten Ausgabe mit den verschiedenen, in der öffentlichen Diskussion vertretenen Auffassungen von dem Begriff „deutsche Firma“ beschäftigt. Sie unterscheidet drei Auffassungen in dieser Frage. Nach der ersten, die den Begriff so eng wie nur denkbar faßt, sei eine Firma erst dann als „deutsch“ anzusprechen, wenn die Inhaber mindestens seit drei Generationen arisch seien, wenn das gesamte beschäftigte Personal gleichfalls seit drei Generationen arisch sei und das Kapital sich in arischen Händen befinde. In der Wirtschaft dagegen habe sich die Meinung herauskristallisiert, daß die Frage, ob es sich um jüdisches oder arisches Kapital handele, vorerst keine Rolle spiele. Es müsse sich im organischen Wachsen ein Umbau vollziehen. Es werde also eine gewisse Zeit vergehen, bevor die notwendige und gewünschte Beschneidung des Einflusses des Judentums in der deutschen Wirtschaft durchgeführt sein wird. Die dritte, die „amtliche“ Auffassung stellt ausschließlich das Produkt und die Arbeitsbeschaffung in den Vordergrund.

Die erste „Auffassung“ will überhaupt keine Juden, die zweite das jüdische Kapital, die dritte das jüdische Produkt. Somit Klarheit auf diesem Gebiet geschaffen sein dürfte.

Vernünftig!

Beamten-Ehefrau ohne Amtstitel

Der Oberbürgermeister von Stuttgart, Dr. Strölin, hat die städtischen Beamten ersucht, ihre Ehefrauen zu veranlassen, daß sie sich nicht mehr der Amtsbezeichnung ihres Mannes bedienen und sich auch nicht mit der Amtsbezeichnung anreden lassen, da diese nur dem Beamten, nicht aber seiner Ehefrau zusteht.

Der totale Parteistaat

Berlin, 6. Sept. (Juprek.) Der preussische Finanzminister hat, zugleich im Namen des Ministerpräsidenten und der übrigen Minister, angeordnet, daß Anhänge der NSDAP. und ihrer parteiamtlichen Unterorganisationen in den Diensträumen zugelassen sind, wenn nicht ihr Inhalt den Staatsinteressen zuwiderläuft, z. B. durch Kritik gegenüber einer Behörde oder einem Beamten. — Kritik ist auch den treuesten Nazis nicht erlaubt.

Deutsche Stimmen

Feuilletonbeilage der „Deutschen Freiheit“ * Freitag, 8. September 1933 * Ereignisse und Geschichten

Die Geschichte von Goliath und David

in Reime gebracht von Matthias Claudius

War einst ein Riese Goliath,
gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Treffen auf dem Hut
mit einem Klunker dran,
und einen Rock von Drap d'argem
und alles so nach advenant.

An seinen Schnurrbart sah man nur
mit Grasen und mit Graus,
und dabei sah er von Natur
pur wie der — — — aus.
Sein Sarros war, man glaubt es kaum,
so groß schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul
und eine freche Stirn,
und ein entsetzlich großes Maul,
und nur ein kleines Hirn;
gab jedem einen Rippenstoß,
und stunkerte und prählte groß.

So kam er alle Tage her
und sprach Israel Hoßn.
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei Vater oder Sohn,
er komme her, der Lumpenhund,
ich box'n nieder auf den Grund.“

Da kam in seinem Schäferrod
ein Jüngling zart und fein;
er hatte nichts als seinen Stod,
als Schleuder und den Stein,
und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
ich komm im Namen Gottes her.“

Und damit schleudert er auf ihn
und traf die Stirne gar;
da fiel der große Esel hin,
so lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Treffenhut,
noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht tut;
das lern vom laugen Mann;
und von dem kleinen lerne wohl:
Wie man mit Ehren sechten soll.

120 Jahre später

Von den großen Tyrannen: damals und heute

... und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgesselter Orneel entstanden. Doch haben viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht und haben ihn genannt Heliand und Retter und Befreier und den Lann, der da kommt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöse. Und doch kenne ich ihn nicht, spricht Gott, und habe ihn verworfen und ist kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott. Sondern durch Lügen ist er gewaltig geworden, und durch Mord und Verrat hat er seinen Stuhl gebaut. Und ist ein Zeichen der Zeit, wie sündlich die Menschen sind, und wie ferne wandeln vom richtigen Pfade, daß sie die Knechtschaft haben Errettung genannt. Und wird ihre Missetat fallen stracks auf ihr Haupt. Aber ich werde die Missetat zerschmettern. Wann die Sünde erfüllt ist, dann werse ich ihn weg; wann des Unglücks genug ist, dann offenbare ich, wie schändlich er war. Und ich rufe es aus mit harter Stimme: Auf, ihr Völker! Diesen erschlaget, denn er ist verflucht von mir, diesen vertilget, denn er ist ein Vertilger der Freiheit und des Rechts!

Diese Sätze sind im Jahre 1818 von keinem Geringeren als Ernst Moritz Arndt geschrieben worden in einer Schrift: Katechismus für den Deutschen Kriegs- und Wehrmann. Gerichtet war sie gegen den, den Arndt als den blutigen und wilden Tyrannen ansehen mußte, gegen Napoleon Bonaparte. Es bedarf keiner großen Fantasie, um dieselben Sätze auf einen Zeitgenossen anzuwenden, um mit Arndt zu reden: gegen einen Tyrannen, welcher Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufstand, welcher sich Leibwächter und Trabanten besetzte, damit er seinen Leib gegen die Untertanen beschirmte, Untertanen, die er nicht als Menschen, sondern als Sklaven gebrauchte.

Solche Leibwächter haben die Tyrannen über alle anderen Menschen erhoben und Gnaden und Güter und großen Sold auf sie gehäuft, damit sie ihnen treu blieben. Und sind solche Soldner nichts anderes gewesen denn reichende Tiere. Und ist das aller Tyrannen Art gewesen bis auf den heutigen Tag. Diese Soldaten haben solches wohl ihre Ehre genannt. Und es ist doch nur eine Ehre und eine Tugend für alle Menschen auf Erden.

Lessing wird auf's Rathaus gebeten

Aus seiner Schrift „Blumen“

In den griechischen Städten bestand die Sitte des Eherbengerichts. Wenn ein Mann in seiner Heimat mißlieblich oder gefährlich wurde, dann konnte darüber abgestimmt werden, ob man ihn verbannen oder in der Stadt behalten wollte. Damals lehrte in Athen der weise Sokrates. Die Stadt Athen aber hatte ein springendes weißes Roß als Wappen.

Davon berichtet uns Plato: Sokrates hat gesagt: Ich bin eine lästige Fliege, die sich auf die Nase des athenischen Rosses niedergelassen hat und das Roß nun zum Ausschlagen bringt.

Die Stadt Hannover an der Leine hat wohl nicht mehr Ähnlichkeit mit dem alten Athen, als ich sie habe mit dem weisen Sokrates. Aber so viel ist richtig: Auch die Stadt Hannover führt als Wappen das springende Pferd, das weiße Ross, und ich bin für die Nase dieses Rosses eine lästige Fliege.

Heute, am 12. Juni, wurde ich auf das Rathaus gebeten. Da stand in seinem Amtszimmer der Oberbürgermeister und schwätzte und schwätzte: „Sie sind angeklagt, daß Sie die Jugend unserer Stadt verderben. Die Stadt fordert, daß Sie auf Ihr Lehramt freiwillig verzichten. Hier liegt die Urkunde des Verzichts, und hier haben Sie meine Feder; unterschreiben Sie!“

Da warf ich dem Amtsflecken seinen Dreck vor die Füße und antwortete so, wie der Born antwortet und der beleidigte Stolz. Denn draußen vor den Fenstern leuchtete in Sonne die alte Stadt mit ihren Türmen. Da rauschte wie in Born der alte Brunnen, den hat mein Ahne der alte Tempel, den hat mein Ururgroßvater der Stadt gestiftet. Da lebten wie im Reid die alten Häuser; in denen wohnten meine Großeltern und Eltern und ist keines, daraus mein Vater nicht einen Kranken geheilt und nicht ich ein Kind unterrichtet hätte. Und wenn man heute in Deutschland und über Deutschland hinaus an die Stadt Hannover denkt, dann wird von den Würdigsten mein Name mitgedacht. — So aber fühlt man nur unter Menschen.

... Nun aber bin ich wieder daheim, und immer noch blühen und spinnen meine beiden fleißigen Spinnerinnen.

Und aus ihnen schweigt Gott: Ameisenkämpfe! Ameisenkämpfe! All eure Kämpfe sind schon morgen verschollen. Die Rette meiner Blüten, meiner Blätter aber spinnt fort durch die Jahrhunderte!

Da beuge ich mich in Demut, streiche Blüte und Blatt und spreche: Blumen vergeht!

Geschrieben am 12. Juni 1826, am Tage, wo man mich, um meiner Uebersetzung willen, vom Lehramt absetzte.

Der Einsender dieses Aufsatzes von Lessing schreibt uns dazu:

Tötel! Tötel! Tötel! Margitenbrut! Judenbrut! Wehe dem; der da wagt zu denken.

Deutschlands Erde wird gedüngt mit kostbarem Blut. Das Volk erstirbt in Marter und Pein. Wieder ist einer ihrer Edelsten ermordet worden: Theodor Lessing. Im heiligen Jahre ermordet, von Knechten der „heiligen Schwerindustrie“.

Lache, Menschheit, um nicht zu sterben vor Scham. Wer immer der Mörder auch sein wird, die Hintermänner sind: Die Reichstagsbrandstifter.

Ein Mord mit Haß, mit unfeigen Haß erkauft durch gedungene Mörder. Ein Prachtmord. Ein „rein arischer Mord“.

Lessing war Jude, noch schlimmer; er war ein Mensch, ein ganzer Mensch. Er hat einen Kampf gekämpft gegen Lüge und Haß, einen Kampf mit ungleichen Mitteln. Er stand: Liebe gegen Haß — Geist gegen Gewalt — Wissen gegen Dummheit — Wahrheit gegen Lüge — Offenheit gegen Niedertucht — Friede gegen Krieg. Und dieser Kampf hat ihm sein Lehramt gekostet, — und sein Leben.

Noch herrscht die Mordkamarilla und beherrscht Blutdurst die deutsche Jugend, von Rasenden aufgestachelt und begünstigt.

Wenn aber dieser Bluttrank vorbei sein wird, wenn Deutschlands Jugend wieder mit Geist statt mit Waffen gerüstet wird, wird es dankbar Lessings „Europa und Athen“ in die Hand nehmen. E. D.

Göcing mit dem Speer

Nach alter Germanenart ...

Daß die Naziführer samt und sonders Helden in Großformat sind, Mischung zwischen Old Shatterhand und den Nibelungen, versteht sich von selbst; trotzdem ist es immer wieder belehrend und erhehend, von bisher unbekanntem Erlebnis dieser Vererber zu erfahren. Daß Hitler als einsamer Meldegänger eine ganze Patrouille umzingelt hat, weiß man bereits; er hat sich dafür das Eiserne Kreuz zugelegt. Aber was ist der Gefreite Hitler gegen den General Göring? Ein Nichts, ein Schlappschwanz, ein Dextereischer. Und so erzählt uns die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“:

Bei der Mobilmachung geht der einundzwanzigjährige Leutnant sofort ins Feld. In zahlreichen Gefechten bewies er seinen Mut bis zur Tollkühnheit. Einmal läßt Göring Infanteristen aussitzen und lie mit Panzen zur Patrouille bewaffnen. Im entscheidenden Augenblick vor dem Feinde weiß das berittene Fußvolk mit den Panzen nicht umzugehen — da gibt Göring den Befehl, die Panzen nach alter Germanenart als Speere zu schleudern — und die feindliche Patrouille menden sich geschlagen in die Flucht. Der „Revolutionär“ hieß das Exerzierreglement einfach um.

Dojotoko, mit des Speeres Spitze riß den Reford an sich der Gote Göring! Nach alter Germanenart hat er's vollbracht, zum Unterschied von Hitler, dessen Umzingelung einer Patrouille mehr dem braven Soldaten Schwefel entlockt. Aber Hitler wird dem Göring nichts schuldig bleiben und wird seinen Zeitungen bald eine neue Heldentat diktiert — und die erwachte Nation bewundert ihre Helden. Oder nicht?

Süßer Fratz! Mein Strampelschatz!

Ein echter deutscher Schlaget

In der Musikabteilung des „Kampfbundes für deutsche Kultur“ waltet als hoher brauner Würdenträger der Musikkritiker Dr. Friß Stege seines Amtes. Die Sitze in stiltliche Falten gelegt, schleudert er seinen Donnerkeil gegen die „Jüdische Jazzmusik“, gegen die gelbe Schlagerproduktion, die dem armen Deutschland am Mark frißt. Und in der Tat — er ist jaß der Mann, dem es wohl ansteht, auf die jaggenden Mitmusikanten herabzusehen. Hat er doch selbst in seinem Leben nur volkstümliche, unschuldoreine, tief gemütvollte Kompositionen geschaffen. So lautete zum Beispiel der Refrain seines Opus 9:

„Ach du, mein kleiner Hampelmann! Sei doch hübsch brav und hör mich an und zappel, trampel, hampel, strampel mit Gefühl, ganz wie ich will! O du mein süßer Strampelschatz, gib mir mal schnell nen duffigen Schmah! Ich hab dich lieb, du Hampelmaß, mein Herzensdieb, du Schmeicheleß, du süßer Fratz! Mein Strampelschatz!“

Is das nun eigentlich höhere Kunst oder ist es nicht vielmehr ein typisches „undeutsches Kurfürstendammprodukt“, das sich in nichts von anderen Schlagermädchen unterscheidet? Heute macht Strampelschatz in höherer artistischer Kunstform, heute schimpft Hampelmaß weidlich auf den Kulturvolkschwidmud der Schlagerfabrikanten und betet mit Augenaufschlag: „Derr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene!“

Man sieht — wenn „undeutsche Schlager“ nicht getragt sind, reisen die Herren von der Art des Dr. Friß Stege in Kunst-erneuerung — Geschäfte machen sie auf alle Fälle. Von hundert braunen Kulturbongen haben 99 solche Strampelschätze in ihrer Vergangenheit, an die sie nicht gern erinnert werden.

Acme deutsche Jugend

Nationale „Erziehung“

Der weiland bedeutende Jugendchriftenverlag Franz Schneider G. m. b. H., Leipzig, zeigt dem Buchhandel folgende Neuerscheinungen an:

Jaedike, Wie feiern wir deutsche Silvester?
Fronemann, Der deutsche Luther;
Oberstleutnant Benary, Die Schlacht bei Tannen-

berg;
Oberstleutnant Benary, Die Hölle von Verdun;
Berkner, Jungens in Feldgrau;
Gsch-Jochberg, Zweimal Marneschlacht, ein

deutsches Schicksal;
Pöhlendorf, Der Feppelinspion von York;
Gsch-Jochberg, Die Kämpfe am Hango;
Korvettenkapitän Busch, Die Reuterei in Kiel;

Hoff Brandt, Versailles;
Magnus Wehner, Schlageter;
Josef Biera, Hork Wessel;

do., Uß kämpft für Hitler;
do., S. A. Mann Schott;
F. v. Maltzahn, Ein Hitler-Wädel;
Puttkamer, Jugendkammeradschaft im Arbeits-

dienst.
Wenn man bedenkt, daß der Zweck der Uebung der ist, daß die heutige Jugend dereinst mit Begeisterung ihre vergiftete Lunge fürs Vaterland aus dem Leibe haufe, dann möchte man derartigen Jugendchriftenkellern ganz saust den Krögen umbrechen, um die Jugend auf diese Weise vor weiterem Schaden zu bewahren.

„Kohlkopf heil!“

Der Führer der Landesgruppe Braunschweig des Reichsbundes der Kleingarten- und Kleinsiedlungsvereine hat eine Anordnung über die Einführung des Hitler-Grüßes erlassen. Unter den Mitgliedern besteht Gruppensicht, und zwar hat der Jüngere den Älteren zuerst zu grüßen.

Schiffbrüchige der Luft

Die Notlandung in der persischen Wüste

Nach unsäglichen Strapazen sind kürzlich drei Herren und eine Dame in England eingetroffen, die mit einem weiteren Passagier und zwei Mann Besatzung am 10. Juli in einem Verkehrsflugzeug aus Karachi in Indien abgelenkt waren. Mister Eric C. Dutt aus Nagpur (Indien) und seine Frau, die zu den Veretteten gehören, haben inzwischen ausführlich über ihr unfreiwilliges Abenteuer berichtet, das anschaulich beweist, welchen ungeheuren Gefahren trotz aller Fortschritte Reisende auch heute noch auf den weiten Strecken Afriens ausgesetzt sein können.

Bis zum Hals im Sand

Der Flug verlief zunächst ganz normal. Auch in den ersten Nachtstunden war an Bord noch alles wohl. Erst kurz nach Mitternacht trat dann plötzlich infolge Bruches des Dellenleitungsrohres ein Motordefekt ein, der den Piloten zu einer Notlandung mitten in der persischen Wüste zwang. Da sich dabei die Räder immer tiefer in den Sand bohrten, brach schließlich das Fahrgerüst weg, der Apparat stellte sich auf den Kopf und überschlug sich. Trotzdem sind sämtliche Insassen der Maschine, von einigen unbedeutenden Hautabschürfungen abgesehen, bei dieser Bruchlandung mit dem Schrecken davongekommen. Im übrigen blieb nun den Schiffbrüchigen der Luft nichts anderes übrig, als den Rest der Nacht im Freien zu kampieren. Wegen die vor allem gegen Morgen unerträglich bittere Kälte hatten sich die Reisenden dadurch geschützt, daß sie sich bis zum Hals in den Sand eingruben.

Bergebliche SOS-Rufe mit dem Hilfsfender

Am nächsten Morgen versuchten der Pilot und der Bordfunker zunächst mit Hilfe des Bordfunkgerätes und einer in aller Eile aus Flugzeugresten gebauten Antenne einen Hilfsfender zu errichten, was nach vielen Mühen auch gelang. Stundenlang wurden nun ununterbrochen SOS-Botschaften ausgesendet. Schließlich aber mußten die ängstlich und gespannt Zuhörenden mit Entsetzen feststellen, daß ihre verzweifeltsten Rufe nirgends gehört wurden. Da außer der bescheidenen eisernen Ration, die jeder für alle Fälle mit an Bord nahm und etwa 15 Liter Wasservorrat, die als Trinkwasser benutzt werden mußten, keinerlei Proviant vorrätig war, entschloß sich daraufhin der Pilot des Flugzeuges, den Versuch zu machen, quer durch den Glutland der Wüste hindurch nach Schabbah, der nächstgelegenen, etwa achtzig Kilometer entfernten Ansiedlung zu marschieren, um von dort Hilfe herbeizuholen. Einer der Passagiere schloß sich ihm freiwillig an. Nachdem die beiden Feldflaschen gefüllt worden waren, zogen die beiden in den frühen Nachmittagsstunden, nur mit einem Kompaß ausgerüstet, in die weite Wüste, ins Ungewisse hinein.

Dieser Marsch sollte für beide, obgleich er den Uebrigen endlich die lang ersehnte Rettung brachte, zum Verhängnis werden. Der Flugzeugführer hat sich zwar nach unermesslichen Leistungen, die ihn dem Wahnsinn nahebrachten — er liegt noch heute im Fieberwahn in einem Krankenhaus in Teheran —, gerettet; sein Begleiter jedoch, den er im Interesse der Zurückgebliebenen, nach völligem körperlichem Zusammenbruch etwa auf halbem Wege mitten in der Nacht seinem Schicksal überlassen mußte, ist seitdem verschollen und dürfte wohl ein qualvolles Ende gefunden haben.

Kamelreiter in Sicht

Der Nachmittag verging, der Abend kam und schließlich brach die Nacht herein, eine jener unbeschreiblich klaren, herrlichen Nächte der arabischen Wüste, durchflutet von dem geisterhaften Licht des Mondes. Unheimlich war die Stille, die ringsum herrschte, unterbrochen nur von dem heiseren Wellen der Schwäne, die durch die Wüste streiften, wobei sie sich gelegentlich auch dem Lager näherten, das die Zurückgebliebenen provisorisch neben dem Flugzeug angelegt hatten. Die vier Männer teilten sich in die Nachtwahe, aber auch die zweite Nacht verlief ohne weitere Zwischenfälle.

Dann brach ein neuer Tag an. Von Stunde zu Stunde wurde die Hitze, die der Glut eines Badofoens gleich, unerträglich. Erbarmungslos sandte die Sonne Persiens ihre sengenden Strahlen herab auf die dem Verdürften und der Erschöpfung nahegekommenen Gefangenen der Wüste. Selbst der seine, weiße Wüstenand sing zu locken an, so daß es bald unmöglich war, in ihm zu stehen, geschweige denn in ihm zu liegen. Die Verzweiflung der Unglücklichen nahm rasch zu. Jeder hing in tiefer Niedergeschlagenheit träben Gedanken an den Tod nach. Wegen Abend meldete dann plötzlich der Mann auf dem Ausguck einen Kamelreiter in Sicht.

Auch die anderen konnten nun den sich langsam nähernden einzelnen Wüstenreiter, in dem sie zunächst einen Vorboten ihrer Rettung vermuteten, beobachten. Dann machte der Reiter aber ebenso plötzlich wieder kehrt, und verschwand hinter einer Sanddüne. Etwa eine Stunde später kam er dann mit acht Schwerebewaffneten, ebenfalls mit Kamelen besessenen Leuten zurück, die auf sein Kommando hin sofort ausstiegen und das Lager umstellten. Da jeder Widerstand aussichtslos gewesen wäre — nur einer der Reisenden war im Besitz einer kleinen Pistole — und da es den Erschöpften trotz aller Gefahren vorteilhafter erschien, wenigstens aus dieser Glutde herauszukommen, nahmen sie endlich die Bedingungen der Räuber, gegen Nahrungsmittel und Tattellast sich freiwillig in Gefangenschaft zu begeben, an. Wiederum etwa eine Stunde später zog dann diese Karawane des Leidens in der Dämmerung des Abends durch die Wüste, einem neuen ungewissen Schicksal entgegen.

Rettung aus Ränderhand

Nach mehrstündigem Marsch gelangte man schließlich an den Rand der Wüste, in eine felsige, langsam ansteigende Gegend, hinter der sich, in dem Mondlicht deutlich sichtbar,

ein gewaltiges, rauhes Gebirge aufstürzte. Die Gefangenen, die mitten zwischen den auf ihren Kamelen reitenden Entführern dahinschwankten, hatten gerade mit dem mühseligen Aufstieg begonnen, als plötzlich von mehreren Seiten Schüsse fielen, worauf die Bande, ziemlich Hals über Kopf, und fast ohne irgendwelche Gegenwehr zu leisten, die Flucht ergriff. Es waren tatsächlich die Ketter, eine mit Pferden berittene Polizeitruppe von zwanzig Mann aus Schabbah, die nach endlosem Herumstreifen kreuz und quer durch die Wüste endlich das Flugzeugwrack entdeckten und dann in Windeseile auf den Spuren der Karawane den Räubern nachgesetzt war. Wie die Ketter berichteten, waren ihre Nachforschungen deshalb so schwer, weil man über die Lage der Absturzstelle aus dem bereits in Desirium verfallenen unglücklichen Flugzeugführer, nach dessen Ankunft in Schabbah, nur noch sehr unvollständige Angaben herausholen können. Jedenfalls bildet dieser heldenmütige Marsch des Piloten durch den Glutland der persischen Wüste ein Ruhmesblatt in den Annalen der englischen Verkehrsflieger.

Der Wohltäter

Die Legende

Das Speisehaus der Armen betrat ein großer, hagerer Mann mit grauem Mantel. Der Mann an der Kassenausgabe betrachtete ihn misstrauisch.

„Einmal Reis mit Badofoi“, sagte der Graue. Der Mann an der Theke strich die 50 Groschen, die der Fremde auf den Tisch gelegt hatte, ein und sagte:

„Reis mit Badofoi ist heute nicht mehr da.“

„Dann möchte ich, bitte, mein Geld zurück haben.“

„Geld zurück gibt es nicht.“

„Was dann?“

„Eßen Sie etwas anderes.“

„Ja, bitte.“

Der Mann an der Ausgabe verschwand einen Augenblick in der Küche. Als er wieder kam, brachte er einen Teller, darauf lagen nebeneinander ein Bäckling, eine Scheibe Schwarzbrot und ein wenig Apfelmarmelade. Der Fremde, ob der seltsamen Zusammenstellung, sah auf.

„Das soll ich — —?“

„Ja, ja, los doch. Ich habe nicht Zeit, mich so lange mit Ihnen aufzuhalten.“

Der Mann im grauen Mantel sagte nichts mehr, nahm den Teller, ging und setzte sich an einen Tisch. Der Bäckling roch schlecht. Der Mann ah nicht. Er grubelte.

Indes ging die Tür auf. Herein traten zwei junge Menschen in Wanderkleidung, ein junger Mann und ein Mädchen.

Sie legten ihre Bündel ab und setzten sich an den Tisch zu dem Fremden. Sie fragten, man sah ihnen an: Sie bewegten sich wie in einem Abenteuer. Der Fremde zwinkerte lächelnd: „Ausgerissen, wie?“

„Stimmt, alter Herr, ausgerissen von zu Hause.“

„Darf ich fragen wie?“

Der Junge hob gleichmütig die Achseln: „Arbeitslose Väter, und obendrein wollten sie nicht, daß wir uns liebten. Gehört dazu Geld? Wir sind doch jung.“

„Und nun?“

Wieder Achselzucken, aber diesmal ohne Antwort. Der Fremde sah alles. „Nun habt ihr weder Geld noch Obdach, noch Aussicht auf Arbeit. Ist es nicht so?“

Die jungen Leute nickten lachend. Und der Mann fühlte, daß sie recht taten, zu lachen. Sie hatten für sich ihre Jugend. „Kommt mit mir“, sagte er nur.

Er führte die Jungen in ein geräumiges Haus, das anscheinend das seine war. Die beiden haunten. Sie bekamen zwei kleine Zimmer. Ihren lachenden Dank wehrte der Graue ab.

„Wenn ihr euch nur wohl fühlt.“

„Wie wir uns wohl fühlen! Und wenn das Kind da ist...“

„Es ist unterwegs?“

„Ja, seit einem Monat.“

„Ihr wollt es gern?“

„Wie sollten wir gern wollen, daß auf die überfüllte Erde noch ein armer Hungerleider mehr kommt!“ Die Stimme des Jungen war zum erstenmal ernst geworden. Der Mann meinte:

„Es muß ja nicht unbedingt kommen.“

„Ja, wenn das Gesetz nicht wäre!“

„Es ist nur für die Reichen zu umgehen. Vor Geld schwinden alle Paragraphen.“

Der Mann hatte einen Arzt zum Freund. Der bewahrte die junge Frau, bewahrte das Kind vor dem unerwünschten Hungerleiden. Indes wurde der Mann in der Ausgabe, der Verwalter jenes Speisehauses, ganz plötzlich seines Amtes enthoben, weil er um eigenen Vorteiles willen schlechte Lebensmittel ausgegeben hatte und die Armen, die ihre letzten Groschen hindarfen, obendrein barsch behandelte. An seine Stelle wurde der junge Mann gesetzt; die junge Frau verließ die Küche. Denn — das Speisehaus der Armen wurde von einem Wohltäter unterhalten, den niemand kannte. Es war der Graue.

Der junge Mann war dankbar. Er und seine Frau taten ihre Arbeit lachend. Die Armen kamen jetzt hierher wie nach Hause. In seiner Freizeit malte der junge Mann kleine Bilder mit billigen Aquarellfarben.

„Es ist nichts“, sagte er, als der Wohltäter einmal dazu kam, „aber keine Fremde muß man haben.“

Der Wohltäter jedoch sah, daß es sehr wohl etwas war. Er erbat sich eines der Bilder, ging damit zu einem Freunde, der der geschickteste Kunsthandwerker des Landes war, und als

Mensch über Bord

Von Fritz Brainin

Heute nacht ist ein Mensch über Bord gefallen.

Jemand
Zwischen den Küsten des Atlantik,
Zwischen den Küsten des Pazifiks und
Zwischen den Küsten der fünf Kontinente.

Heute nacht, irgendwo
Zwischen den Küsten des Atlantik,
Stürzte Pilot E. Christiansen ab,
Der von der Stahl-AG, Oslo, gemanagt
wurde, um den letzten Rekord zu schlagen im Konfopflug!
(Seine Leiche konnte nicht geborgen werden.)

Heute nacht, irgendwo
Zwischen den Küsten des Pazifiks,
Ruhete Nakauri in das Meer tauchen;
Um eine Perle zu holen für Jessie,
Tochter Henry Short's, des Konservendignis in Gifogol!
(Seine Leiche konnte nicht geborgen werden.)

Heute nacht, irgendwo
Zwischen den Küsten von Europa,
Ging Erich Burke unter, arbeitslos
Seit ein paar Jahren, er fiel den Millionen
Dieser großen Stadt zu, anheim dem Meer des ewigen Lebens!
(Seine Leiche konnte nicht geborgen werden.)

er wiederkam, brachte er dem jungen Mann an Stelle des Bildes viel Geld mit.

Der junge Mann wurde ein berühmter Maler. Da der geschickte Kunsthandwerker sich für ihn interessierte, kam er in Mode und die Reichen kauften seine Bilder für sehr viel Geld, hängten sie in ihren Häusern auf und erzählten allen Gästen, wieviel sie gekostet hatten. Der junge Mann hatte bald ein großes Haus, größer als das des Wohltäters. Aber es war kein Luxus darin, sondern lauter einfache, saubere kleine Zimmer, in denen obdachlose junge Menschen wohnten, die wider den Stachel der bürgerlichen Welt geleidet hatten und vertrieben waren. Der junge Mann versammelte sie um sich und erzählte ihnen seine Geschichte. Dankbarkeit, Begeisterung und der Wille zum Guten brannten auf seiner Stirn wie ein Licht. Und alle, die ihm zuhörten, entzündeten sich an diesem Licht, gingen hinaus ins Land, erzählten die Geschichte des Wohltäters und des jungen Malers weiter und trugen das Licht ins Volk. Bald zählte die Gemeinde nach Millionen. Von allen strahlte das Licht.

Die Wirklichkeit

In seinem eleganten Auto kam der kleine dicke Wohltäter vor dem Speisehaus der Armen angefahren. Der Mann an der Kassenausgabe tat, als könne er ihn nicht, und verabreichte ihm eine gute, reichliche Portion. Während der Wohltäter aß, kamen zwei junge Leute, ein Mann und ein Mädchen, setzten ihr Bündel ab und setzten sich an den Tisch des Dicken. Er fragte nach ihrem Voher und Wohin, schalt sie lächtig aus, weil sie von zu Hause durchgegangen waren, räumte die Nase, als er hörte, daß das Mädchen ein Kind erwartete, und sah mit Interesse die kleinen Bilder an, die der junge Mann mit billigen Aquarellfarben gemalt hatte. Er erbat eines der Bilder und bestellte die beiden für den nächsten Tag zu sich in seine Villa. Inzwischen ging er zu seinem Freund, der der geschickteste Kunsthandwerker des Landes war. Am nächsten Tag legte er dem jungen Maler einen Vertrag vor, demzufolge er ihm großzügige Abnahme all seiner Bilder zu einem sehr bescheidenen Preise garantierte. Er und der Kunsthandwerker verdienten Tausende an den Bildern, während der Maler sich an dem mageren Vertrag sattsehen konnte. Der Verwalter des Speisehauses wurde ebenso dick wie sein Herr. Das Speisehaus mußte trotz seiner scheinbar billigen Preise kräftig einbringen. Der Ueberschüsse zurückgingen. Die Zeitungen aber beschäftigten dem Dicken laut seine Wohltäterei. Die junge Frau brachte ein Kind zur Welt und starb daran.

Justizgeschichten

Der Eid

Ein junger Mann, der vor Gericht als Zeuge vernommen werden sollte, wurde vom Vorsitzenden gefragt, ob er sich über die Bedeutung des Eides im klaren sei.

„Nein“, sagte er.

Der Richter war etwas ratlos und meinte, der Eid und seine Bedeutung sei sicherlich auch im Schulunterricht des jungen Mannes behandelt worden, er müsse sich doch daran noch erinnern können.

Die Antwort war ausweichend.

Der Richter schüttelte den Kopf und versuchte es nun mit einem sehr verkauften Satz, den er dem aufstehenden Zeugen ins Gesicht hieb. Vorsichtshalber fragte er aber noch einmal, ob er verstanden worden sei.

„Nein“, hieß es prompt.

Jetzt riß dem Richter die Geduld und er rief: „Also die Sache ist ganz einfach die: Wenn das, was Sie mir jetzt sagen, nicht wahr ist, dann werden Sie eingesperrt. Erheben Sie die rechte Hand und schwören Sie!“

Endlich klappte die Sache.

Gerihtsvollzieher

Alexander Dumas wurde einmal gebeten, zur Beerdigung eines im Elend gestorbenen Gerihtsvollziehers 25 Franken beizusteuern. Dumas entnahm seinem Schreibpult 500 Franken mit den Worten: „Hier nehmen Sie und lassen Sie dafür ein Duzend beerdigen.“

Das Denkmal von Dinant

Kampf um eine Inschrift

Man weiß, daß sich ein Ausschuß gebildet hat, um in Dinant ein Denkmal zu errichten, das dem Gedächtnis der von der deutschen Soldateska im August 1914 erschossenen Zivilisten geweiht sein soll. Die öffentliche Meinung in Belgien hat einstimmig die Schaffung dieses Denkmals gebilligt. Der Architekt Damman und der Bildhauer de Soete haben ein prächtiges Modell angefertigt, das Zustimmung fand. Ueberdies hat man Mittel gefunden, um der Anregung des großen amerikanischen Architekten Whitman Warren zu entsprechen, nämlich dem Ganzen die wertvolle Inschrift einzufügen, die der Rektor Radenze von der Universität Löwen zurückgemietet hat: „Furore tenonico diruta“. (Durch deutsche Wut vernichtet.)

Aber der Ausschuß ist seit mehreren Wochen Gegenstand der dringenden Aufforderungen von Seiten der Regierung gewesen, damit er auf den Teil des Denkmals verzichte, der die Inschrift trägt. Vor allem der Graf von Broqueville, der Ministerpräsident, hat selbst einen Schritt unternommen und die Staatspräsident ins Feld geführt, um zu verhindern, daß in Dinant an den deutschen Furor erinnert werde. Der Gouverneur der Provinz Namur und dann ein Beamter des Kabinetts des Grafen von Broqueville haben

erklärt, daß das Denkmal ein Werk der Pietät und der Erinnerung an die unglücklichen Opfer sein müsse und nicht eine Offenbarung des Hasses.

Diese Haltung der Regierung wird sehr verschieden aufgefaßt und die Angelegenheit scheint vom innerpolitischen Standpunkt Belgiens aus gesehen, nicht leicht geregelt werden zu können. In der Tat, so schreibt der Korrespondent des „Temps“, wenn die Haltung der Epähen der katholischen Universität Löwen sich vor einigen Jahren noch, in der Periode der Politik von Locarno begreifen ließ, so wird heute die Haltung der belgischen Regierung im Augenblick, wo die Führer des „dritten Reichs“ eine alldeutsche und kriegerische Politik treiben, nicht verfehlen, als Beweis der Schwäche und der Furcht ausgedeutet zu werden. In den in der Öffentlichkeit und Gewerkschaftskreisen Wallonden zu dem sich schon gegen die Aufrechterhaltung des deutsch-belgischen Vertrages von 1924, der so schädlich für die belgische Industrie ist und man protestiert gegen die Stellungnahme der Brüsseler Regierung in der Markfrage und in einigen anderen Angelegenheiten, deren Regelung sie besser einige Festigkeit gegen den Deutschen gezeigt hätte.

Mowrer in Lebensgefahr!

Was heute einem angesehenen Journalisten in Hitler-Deutschland passiert ist . . .

London, 7. September 1933. (Eig. Bericht.) Vor wenigen Tagen hat der Präsident der Vereinigung der ausländischen Journalisten Deutschlands, Edgar A. Mowrer, Hitler-Deutschland plötzlich verlassen müssen. Die Hintergründe dieser einschneidenden Abreise Mowrers sind in der „Times“, das offizielle Organ des auswärtigen Amtes, und die „Morning Post“, das größte konservative Organ Englands, enthüllt: Der deutsche Geschäftsträger in Washington hat dem amerikanischen Staatsdepartement erklärt, daß mit einem eventuellen Mordanschlag gerechnet werden müsse und daß er für die persönliche Sicherheit Mowrers keine Gewähr übernehmen könne!

Mowrer, Korrespondent der „Chicago Daily News“, hat sich bei den Nazis durch sein Buch „Deutschland stellt den Zeiger zurück“ unbeliebt gemacht. Deshalb stellte schon im März die Naziregierung an die Vereinigung der ausländischen Journalisten die Forderung, daß sie ihren Präsidenten Mowrer zum „freiwilligen“ Austritt bewegen solle. Die Antwort darauf seitens der ausländischen Journalisten war eine schallende Ohrfeige: Die Erpressung wurde abgelehnt und Mowrer mit Einmütigkeit in seinen Funktionen erneuert bestätigt!

Als Anfang August der Berliner Korrespondent der „Neuen Freien Presse“, Dr. Goldmann, in Berlin verhaftet wurde, bot sich der hochberühmte Edgar A. Mowrer sofort an, aus der Präsidialstelle im Berliner Verband der ausländischen Presse auszuscheiden, falls die Reichsregierung den fast 70 Jahre alten und herzlichen Dr. Goldmann freilasse. Die Naziregierung der Geheimpolitik ging auf diesen für sie kennzeichnenden Vorschlag ein und Mowrer wollte nach der Freilassung Goldmanns am 12. September Berlin verlassen.

Statt dessen hat er bereits am 3. September Berlin verlassen — drei Tage vor der anberaumten Abschiedsfeier des

Presseverbandes! Was war geschehen? — Der deutsche Geschäftsträger in Washington hatte dem amerikanischen Staatsdepartement erklärt, daß Hitler-Deutschland für die persönliche Sicherheit Mowrers keine Gewähr übernehmen könne. Mowrer ungewöhnliche Hinweis auf einen eventuellen Mordanschlag, schreibt die „Morning Post“, muß von Seiten einer Regierung, die über eine unbegrenzte Polizeigewalt verfügt, doppelt überraschen!

Tatsachen

Was die Nazipresse nicht berichtet:

Daß der Polizeisekretär Weiswange vom staatlichen Konzentrationlager Papenburg überführt wurde;

daß die SS. von Duisburg-Hamborn von der Regierung zwei Limousinen (Marken: Opel und Stöwer) geliefert bekam;

daß trotz mehrfacher Reklamationen keine dieser Limousinen zurückgegeben wurde;

daß der Arbeitstüchtigenfriedrich Heim von Dortmund-Marten am 27. August von einem Stahlhaken mit einem Messer schwer verletzt wurde;

daß der SA-Mann Fris Meleki von Dortmund am 27. August während einer Schlägerei zwischen Stahlhelmlenten und SA-Männern schwer verletzt wurde;

daß diese schwere Schlägerei wegen Richterwidrigung des Dillergesetzes ausbrach;

daß am 27. August in Köln-Merheim der Arbeiter Julius Decker von dem SA-Mann Baumgartner durch Kopfschuß tödlich verletzt wurde;

Lebt van der Lubbe noch?

„Wenn Torgler wirklich zum Tode verurteilt würde . . .“

P. B. Es ist still geworden um ihn in Deutschland. Während die Welt von ihm spricht, sehr genau unterrichtet durch die Lebensschilderung, die das „Braunbuch“ von ihm gegeben hat, sorgt das Hitlerregime in Deutschland dafür, daß sein Name nicht mehr genannt wird. Ist von der Lubbe, das halblinde Opfer der eigenen Ruhmsucht und der zynischen Pläne Görings, noch am Leben? Wird er am Leben bleiben, bis es zur Verhandlung kommt? Wir begreifen zu gut, daß dieser „Kronzeuge“ seinen Auftraggebern etwas unzuverlässig erscheint. Man kann nie wissen, in welcher Weise ein Mann wie van der Lubbe, der leicht beeinflussbar, aber selbstständig im Denken erscheint, sich am Tage der Verhandlung verplappern wird. Wäre es noch Göring gegangen, so hinge allerdings dieses Opfer längst: ein toter von der Lubbe wäre ein sicherer Zeuge als ein lebender. Wenn es nach ihm gegangen wäre, sagte Herr Göring am 2. März in seiner Rede in den Tennishallen, dann „wäre der Beweis für das Vorhandensein des Attentäters schon dadurch gegeben, daß der Attentäter gegenüber dem Reichstag am Galgen hing“.

So etwa hatten die Herren sich das gedacht. Aber die Weltöffentlichkeit, die sich keinen Augenblick täuschen ließ, machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Sie mußten diesen monströsen Prozeß in Leipzig ansehen — nicht mehr, um zu beweisen, daß Torgler den Reichstag angezündet habe, als vielmehr den Versuch zu unternehmen, der Welt vorzumachen, daß jedenfalls nicht sie selbst diese verbrecherische Provokation veranlaßt hätten. In dieser Hinsicht sind sie wiederum geübt worden durch die exakten Feststellungen des „Braunbuchs“, die die Welt mit den wahren Taten und ihren Motiven bekannt gemacht haben. Die Welt wird das abgekartete Spiel in Leipzig, wo nicht die Wahrheit gefunden, sondern vertuscht werden soll, als das nehmen, was es ist: Nützlingsmändiger und Verschleierrungsstücke. Nur ein Forum unabhängiger Juristen vermag die Wahrheit festzustellen. Werden sich in Leipzig „unabhängige“ Juristen finden? Eine solche Frage stellen heißt die Methoden des Hitlerismus völlig verkennen. Die Internationale Juristische Kommission, die Anfang September in Paris tagte, stellte fest, daß von einer Unabhängigkeit der deutschen Verteidiger vor dem Leipziger Gerichtshof keine Rede sein könne, da die Verteidigung von Kommunisten als kommunistische Betätigung verfolgt werde.

Das Forum wahrhaft unabhängiger Juristen wird sich vielmehr in London am 14. September zusammenfinden und

prüfen, auf wessen Geheiß van der Lubbe den Reichstag anzündete und in welcher Gesellschaft er sich befand.

Bezeichnend für die öffentliche Meinung Englands in Bezug auf den Prozeß gegen die „Reichstagsbrandstifter“ in Leipzig ist ein sehr ausführlicher Artikel der „Sunday Review“, in dem unter anderem folgendes ausgeführt wird:

„Der Prozeß ist eines der schlimmsten Verbrechen in der Geschichte der Justiz — schlimmer noch als die infame Sacco-Vanzetti-Affäre. In Leipzig werden die wahren Verbrecher als Ankläger auftreten, und unter ihnen wird Göring sein, der Morphium, der Mann, der in Wahrheit die Brandstiftungsarbeiten dirigierte. Und dort — auch auf der Seite von „Gesetz und Ordnung“ — wird Göbbels stehen, dessen krankes Hirn diesen Plan ausgeheckt hat. In der Anklagebank wird Ernst Torgler sitzen — der Hauptgegenstand des Nazihasses. Die Nazis sind von der Lubbe sind bloß Garnierung; aber auch sie mögen zum Nichtsloschreiten müssen, um Torglers Hinrichtung zu rechtfertigen. Denn diese Nazis sind schamlos. Sie sind ohne Moral. Der Parallelsprozeß, der gleichzeitig mit der Leipziger Farce von einer Aderphosphat internationaler Juristen geführt wird, wird Torgler und seinen Mitgefangenen nichts nützen, wenn nicht die zivilisierten Regierungen Deutschland warnen, daß ein Justizmord nicht geduldet werden darf. . . Wenn Torgler zu Tode verurteilt wird, wird ein Flecken nicht nur auf Deutschlands Ehre sein, sondern auf der Ehre einer jeden zivilisierten Regierung.“

Die französ'schen Sozialisten

Paris, 7. Sept. Der händige Verwaltungsausschuß der sozialistischen Partei hat mit sämtlichen gegen drei Stimmen ein Manifest gegen den Krieg in Marokko angenommen und außerdem beschlossen, die Parteimitglieder, die an der sogenannten „neualgerischen“ bzw. „neusozialistischen“ Kundgebung von Angoulême teilgenommen haben, vor den Verwaltungsrat der Partei zu zitieren, der am 4. und 5. November zusammentritt. Weder der Führer der französ'schen Sozialisten, Leon Blum, noch seine Gegner, Marxuett und Renaudel, wohnten der Sitzung bei, in der dieser Beschluß gefaßt wurde.

Danzig

Brill in Schutzhaft - Was sagt der Völkerbund?

L. I. Arthur Brill, einer der führenden Vertrauensmänner der Danziger Sozialdemokratischen Partei, ist dieser Tage zum zweiten Mal in Schutzhaft genommen worden. Als Abgeordneter des Volkstages geniesst Brill die Immunität. Nichtsdestoweniger wurde erst nachträglich an den Volkstag der Antrag gerichtet, die Verletzung der Immunität zu genehmigen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verhängung einer Schutzhaft gegen die Danziger Verfassung, insbesondere ihrem Artikel 62, widerspricht. Die Debatte im Volkstag ließ darüber keinen Zweifel. Selbst der ehemalige deutschnationalen Senatspräsident (Regierungsdienst) Danzigs, Dr. Flehm, ein erbitterter Gegner der Sozialdemokraten, mußte erklären:

„Nach der Danziger Verfassung darf kein Abgeordneter ohne Genehmigung des Volkstages in Haft genommen werden. Wenn ich meine Stimme erhebe gegen den Antrag des Senats, dann wird man mir nicht den Vorwurf machen können, daß es aus politischer Sympathie für die Sozialdemokratie geschieht.“

Ueber dem politischen Empfinden aber steht die Gerechtigkeit.

Der Regierungsvertreter habe im Ausschuß gesagt, daß der Grund zur Verhaftung des Abgeordneten Brill in seinem eigenen Interesse gelegen habe. Das Interesse des Abgeordneten liege nicht in seiner Verhaftung, sondern in seiner Entlassung. Wenn der Regierungsvertreter dann auch erklärt habe, daß der Abgeordnete Brill wegen des Verstoßes verbotener Flugchriften verhaftet worden sei, dann wäre richterliche Untersuchungsbefehl wegen eines strafbaren Delikts am Platze gewesen. Der Antrag des Senats aber laute auf Durchführung der polizeilichen Vornahme. Die Erklärungen des Regierungsvertreters können wohl nicht die Meinung des Senats sein. Die Verhaftung des Abgeordneten Brill verstoße ganz offensichtlich gegen die Verfassung. Wenn der Abgeordnete Brill sich strafbar gemacht habe, dann solle das richterliche Verfahren gegen ihn durchgeführt werden. Oberstes Gesetz für uns alle sei die Gerechtigkeit. Die Verfassung sei in Danzig unverändert und auch die Behörden hätten die Verfassung zu achten. Der Freikampf müsse Schaden nehmen, wenn die Verfassung außer acht gelassen werde.“

Die Ratsmehrheit stimmte nichtsdestoweniger dem Regierungsantrag zu. Arthur Brill bleibt also weiter in „Schutzhaft“.

Als Rache für das mannhaft Eintreten Dr. Flehms für das Recht wurden in den Parteibüros der Deutschnationalen Partei in Danzig, sowie in den Privatwohnungen einiger ihrer Parteigenossen Hausdurchsuchungen vorgenommen. Die amtliche Mitteilung sagt, daß Mitteilungen über eine gegen die Behörden gerichtete Propagandatätigkeit der Deutschnationalen eingegangen seien, und fährt unverblümt fort:

„Diese positiven Mitteilungen wurden noch durch die offene Oppositionskritik, die der Abgeordnete Dr. Flehm im Volkstage anlässlich der Beratung über die Aufhebung der Immunität des sozialdemokratischen Abgeordneten Brill einnahm und gegen die aus verfassungsrechtlichen Gründen nichts unternommen werden kann, noch besonders unterfüttert.“

Die Danziger Verfassung und Rechtsordnung aber unterliegt der Garantie des Völkerbundes!

BRIEFKASTEN

H. M. Nancy. Ihr Paket ist angekommen. Sie können auch die nächsten Sendungen und Briefe genau so adressieren. Der Geschäftsführer der „Volkstimme“ ist auch Geschäftsführer der „Deutschen Freiheit“ und ist für beide Unternehmen alle in Zeichnungsberechtigt. Es war nur ein Versehen, daß ein Briefbogen der „Volkstimme“ benutzt wurde. Vielen Gruß!

„Von einem Hünen“ in Bern. Ihren Brief haben wir erhalten. Dank für den Gruß und dem Umfange, den infolge dessen die Schweizer, die französische und die sozialistische Post leichter lesen konnte. Sie werden Ihre Einwendung bald gedruckt sehen.

Dr. G. Mäconis: Aus einer vor einigen Tagen von uns veröffentlichten Aufschrift scheint hervorzugehen, daß bedauerliche Schwierigkeiten gegen die Verbreitung des „Braunbuchs“ bestehen. Die Gründe sind uns unbekannt. In anderen Ländern, Deutschland natürlich ausgenommen, ist das „Braunbuch“ zu haben.

Reichent. Vielen Dank! Wird gern veröffentlicht. Mit G. stehen wir in Verbindung.

H. R. „Frankfurter Zeitung“. Wollen Sie nicht endlich aufhören, Ihre Verleumdung über Ihre Beziehungen etwas zurückzunehmen? Nur Sie bilden sich noch ein, es bestehe ein „Zweifel“ in Ihnen. Sie sind nicht mechanisch gleichgültig: Sie sind Nationalsozialist. Haben Sie doch endlich den Mut, sich zu Ihrem Führer zu bekennen. Die „Frankfurter Zeitung“ wird sich auch damit abfinden. Ein Blatt mehr oder weniger ist nun uniformiert, was macht das in diesem Deutschland noch aus? Nur nicht mehr abern, Herr H. R. „SA. marschieren . . .“, und Sie dürfen hinterhertrödeln. Werden Sie fertig!

Dr. G. Puzera. Sie beschreiben die wiederholten Eingaben der Saarrente gegen die Beschränkungen der Pressefreiheit an der Saar als eine Unverschämtheit und hoffen, daß die Herren in Genf gehörig heimgeleuchtet werden. Sie sollten erst einmal lesen, was diese Vertreter der „Weltöffentlichkeit“ sich Wallis in ihren Zeitungen leisten. Nicht nur, daß sie im Auftrag der deutschen Regierungshelken, die sie ausbilden, alles an ausländischen Presseschmähungen tätigen, was ihnen zwischen die gleichgeschalteten Finger kommt: auch über das Reich verbreiten sie nur die amtlichen „Auswertungen“. Dabei weiß jeder der Herren, wie es in Wirklichkeit aussieht. In ihrer jüngsten Eingabe an den Völkerbund leiten sich diese Vorkämpfer der „Rechtssicherheit“ auch eine able Trauung in den vorläufigen Emigranten. Welche moralischen Qualitäten die Vorläufer der Saarrente an der Saar dazu hat, möge aus folgendem ersichtlich sein: Die „Saarbrücker Zeitung“ brachte gefolgt die Meldung ihrer vorgelegten Berliner Regierungshelken, daß ein in Saarbrücken lebender Emigrant an ausländischen Sendern gegen Deutschland gehetzt habe. Der Emigrant, der von den Banditen des Reichsanlagers bald tot geschossen worden war, suchte die Rebatik auf, um eine Verurteilung zu erlangen. Er hat Deutschland nie verlassen und hat nie an einem Mundfunksender gearbeitet. Zwar wurde er mit kaiserlicher Höflichkeit empfangen und die Verurteilung wurde ihm zugesagt. Entweder konnte man sie aber mit der Lupe nicht entdecken. Und so etwas mag, sich an die Weltöffentlichkeit zu wenden.

Pariser Spaziergang

Violette vom Studentenviertel oder die Reste der Boheme

Der Fall der Studentenliebskin Violette, die ihren Eltern Gift gegeben hat, ist ein Anschauungsunterricht, wobei die Reste der einst verbelebten „Boheme“ geratet sind. Nicht als Pflümpchen sind das über der sterbenden Seele des Mittelstandes, die überall furchtbare Erscheinungen des Verfalls ihrer Ideale gebiert. Hier ist die typische Jugendtragedie der aus den Jagen gerateten Bürgerlichkeit; mit Krise, Geldnot, Koffeten, Glend und Sexualität im Hintergrund. Seht ihr die lustigen Tanzjungen auf den lateinischen Terrassen des Universitätsviertels, die heißen Puffernachmittage im Garten Luxemburg, in dem, unabhängig, die Dichter Frankreichs als Statuen träumen? Seht ihr die Beguine-Bard, die Nacht-Dancings, den Regenmond von Montmartre? Seht ihr die Autos; die Ausländer, die Absteiger auf den großen Boulevards um die weißen Stufen des klassischen Tempels der Madeleine? Seht ihr Violette, das „anständige Mädchen“, die die Stunden im Gymnasium schwängte und auf den Strich geht, um für Jean, den schlanken Studenten mit den großen Augen und der Hornbrille anzuschaffen?

Die Eltern von dieser Romansfigur: brave Eisenbahner-Gehilfen namens Rozieres, mit 165 000 Franken auf der Bank, Sparjam, wohlwollend, mit allen Nationaltugenden, wohnen im Osten von Paris, in der nichtsahnenden Madagasgar-Strasse. Violette, die von ihren Kumpanen auf den Diebstahls-terrassen des Boul' Mich' mit dem englischen Kosenamen „Mada“ angedreht wird, ist die einzige Tochter, früh entwickelt, 18 1/2 Jahre alt, äppige Schultern und vollbusige, wollüstige Fleischstücke in Nase und Mund. Eines Tages ist das Mädel von Hause weg. Sie treibt sich einen blauen Sommertag in Paris herum, schickt unterwegs einen Korbpostbrief nach Hause, daß sie nicht vor 1 Uhr nachts heimkommt — und wartet inzwischen in lustigen Festen ab, bis die Eltern sterben; denn sie hat ihnen Gift beigebracht. Ohne Reue, fast lachend, mit diesem leeren Lebensinhalt, diesem entsehligen Tanz- und Zigarettenklaps der heutigen, um ihre wahren Gefühle betrogenen Jugend, geht sie vor. Sie raucht durch die Jazz- und Beguine-Rapellen, während dabei die Alten röcheln. Als sie nachts nach wilden Szenen heimkommt, ist der Vater tot; die Mutter liegt blök, mit Schweiß und Blut. Das Mädel im Tanzfeld reißt die Gasthölle auf; schauspielert einen Gasankfall, weint, schreit, weckt den Jur-nachbar, holt die Feuerwehr herbei, — vergebens, die Mutter lebt noch und sagt die Untat der Entarteten der Polizei ins Gesicht. Verlangen fliehet die Mörderin in einem unbewachten Augenblick aus dem Spital, in das man die fränke Mutter, gebracht hat, davon.

Violettes Flucht ins Ungewisse hält ganz Paris in Aufruhr. Tagelang suchte man sie in der Seine, an den Selbstmörderbrücken, sie aber geht lächelnd, unverkleidet, durch diese seltsame Stadt und spricht die Männer an. Die Rekonstruktion dieses Treibens durch die Polizeiklassen gibt einen unerschütterlichen Beweis aus dem Treiben der heutigen letzten Boheme. Sie hat erst morgens eine Schulfreundin, eine Stenotypistin, mit einem Auto in deren Büro gebracht, dann hat sie sich in einem großen Warenhaus Dauerwellen legen lassen und neue Kleider gekauft, abends hat sie ihre Freundin abgeholt und mit dieser verschwenderisch gependelt und einen Bummel durch die Studentenlokale gemacht, dann ist sie mit Billis, dem hübschen Architekturstüler und einem anderen Tanzjüngling, oben nach Montmartre geflohen. Dieser Billis ist der Duzfreund von Jean, ihrem Nichtigen, ihrem Liebsten, für den sie wahrscheinlich ein paar Tausende aus der Schulblase ihrer Eltern und dem Kleide ihrer Mutter gestohlen hat. Jean ist ein zwanzigjähriger Rechtsstudent, schmal, länglich, intellektuell, studiert im zweiten Jahr, und später wird er Richter oder Anwalt werden; vielleicht wird er Violette heiraten, sein,

was? Aber heute ist er noch jung und Violette will zu ihm; will ihn aus den Ferien abholen und ihn reich machen, mit ihm ans Meer, in den sterbenden Sommer im Badefeld, oder sonst wohin. Sie schwärmen viel dort oben mit dem Blick auf das leuchtende Paris zu ihren Füßen und gehen und lieben sich im Zimmer der Freundin.

Nächtelang raft die Polizei, ein zweiter Kranich des Jbykus, hinter der Mörderin her. Aber die Mörderin fährt fahlermäßig mit einem reichen Ausländer im Luxusauto durch die feinsten Viertel der Weltstadt oder setzt ihre Straßenbekanntschäften in Amüsierlokale fort. Einmal geht sie mit einem schwarzen Saxophonspieler in ein Liebeszimmer und lebt die Nacht zu ihm. Am nächsten Morgen ist ihre erste Sorge eine Pincette, um die Augenbrauen schmal zu zupfen; für 10 Fr. Am Nachmittag bittet sie den Regier um 100 Fr. für ein neues Kleid; er hat aber nur 15. Nachts pennt sie wieder in dem Hotel, es gibt aber eine Szene, weil sie statt der verlangten 20 nur 18 Fr. hat, also muß sie noch einmal weg und bringt dann dem dienenden Kellner den Rest. Wo aber sind die Tausende der Eltern hin? Violette schweigt auf diese Frage. Violette verdient sich weiter Geld und am nächsten Morgen vor dem angenehmen Frühstück im Cafe, gibt sie dem Zimmermädel 50 Fr. und läßt sich Hautcreme und Toilettenflachen holen. Nachmittags feuert sie wieder auf eine Anlagebank los, auf der sie ein neues Studententrio kennengelernt hat. Einer dieser Neuen, ein Ne-verer Junge, läßt sie bewachen und hochgehen.

Im Gefängnis Petite-Roquette, in der Zelle zu ebener Erde, beaugt die ganze Journalistik ihr Lager. Am ersten Morgen hat sie mit großem Appetit Milchkafee und belegte Brötchen gegessen. Ihr größter Kummer ist, daß man ihr vorübergehend ihr schwarzes Kleid weggenommen hatte und ihr eine graue Kutte gab. Violette geht zornig, ohne Reue, was man von ihr wissen will. Den armen Vater draußen im Ofen, im Charenton-Viertel, belästigt sie gemein mit der Lüge der Blutschande; bei der Mutter ist sie vorsichtiger, die lebt noch, nur ihren Liebsten, den Studenten, entlastet sie. Hier wird die Erscheinung ein sozialer Fall.

Natürlich ist dies kein trivialer Liebesroman, keine Hintertreppengeschichte, sondern der Uebergang der alten Maria-Magdalena-Rolle zur modernen Gesellschaftstragedie. Die Luft der herbenden Kleinbürger, die Verwelfung der Zeit erfüllen diesen Familienroman mit dem Gift und dem Schlafzimmer und dem Handgeld für künftige Logaträger und dem ganzen Dreck. Pariserisch ist daran nur der Schauplatz und die Straße, an sich hätte die Geschichte ebensogut in Steglitz bei Berlin geschehen können und hätte dann Primaner Kranz-Fall heißen oder das Horst-Wessel-Milieu der Fischerstraße hätte sie umgeben —, und sieht man genau hin, dann sind die Gifte dieses modernen Monstrums gar nicht ihre eigenen, sondern die Gifte der früheren Generation, der Obem des Krieges und der Krise, der fast an allem Glend in der Welt schuld ist.

Seekrieg vor Paris

Den Seekrieg vor Paris führen diesmal nicht die französischen Brunenwald-Familien, die mit dem landesüblichen Normen und Eiern hinaus an die Warne fahren, auch nicht die Nachkommen der alten Normannen, die vor einiger Zeit ihre tausendjährige Vereinigung mit Frankreich geführt haben und so viele Blondköpfe und Blanaugen dazu aufboten, wie Hitler in Kentomischel vergebens sucht, sondern die Söhne der alten Gallier, die Flußschiffer, hatten die Unterhaken ergriffen und kämpften gegen die Frachtbörsen und Unternehmer, die ihnen an die Gurgel griffen. Von Rouen und Havre im Süden bis Elbe und Dänischen im Norden, durch diese ganze verzweigte nordfranzösische Kohlen- und Wiesenlandschaft zog sich alsbald ein System von Wasserperren und Brückenköpfen, denn die alten

Wetterfesten waren höflich geladen und machten mit ihren lan... Bootshaken kurzen Prozeß, und bei der ersten Barrikade an der Mündung der Oise in die Seine wäre es bel-nabe zu einem Kampf gekommen, aber die Aufständischen hielten tapfer stand und erreichten, daß alle Fahren und Schiffern eine Raft von mehr als 24 Stunden im Hasen von T... wolle verbietet und ebenso den Gebrauch von Angeln und Fischgerät, das heute in dieser Jahreszeit eine gebeilte Angelegenheit von vielen Franzosen ist: Dafür hatten die Flußschiffer also jetzt ihr Seeschlacht nachgeholt; in Frankreich folgt die Flottille erst jetzt der Wafille nach: Dies erreicht, spucken die alten Seebären ihren Kanister, der hierzulande natürlich einen französischen Namen führt, mit noch einmal so viel Eifer über Bord, und die vielen Tonnen Rüben und Obst, Kohle und Grubenholz landen selbtem mit noch einmal so viel Stolz unter den hif...ischen Brücken des Kaisers Napoleon an der Seine.

Herbstmode

Auf der berühmtesten Ode am Montparnasse sind einige Bilder der neuen deutschen Mode ausgestellt. Originalfotos des deutschen Modeamtes, und sie bringen nicht nur Frau Magda Göbbels, die davor geküchelt ist, sondern auch den Franzosen das Grinsen bei. Mir persönlich ist es völlig schleierhaft, wie der Arier das Nichtvorhandensein von „Gl-lipfen“, die ihm verboten sind, feststellen soll —, wenn die deutsche Mode aus lauter Säcken besteht. Edig und weit, zünftig am Hals verschlossen, mit etwa bis über das Herz gerutschtem Jwidel, lächeln einen die gleichgeschalteten Tuden-nelden an. Ach, Adolf, diese Schacht mit plumpen, langen Röcken, die noch dazu viel Stoff und daher mehr Geld kosten, wirst du bestimmt gegen Wien und Paris verlieren. Denn siehe, die neue Mode kriecht hier ganz billig und zärtlich aus dem Herbstlaub der Krise; so daß sich auch die Arbeiterfrau jetzt vortellhaft anziehen kann. In Madrid ist sogar eine Konkurrenz für das billigste Modelfeld nicht über 4 Pefeten gewesen, und hier in Paris kann sich jede für 8 oder 10 Stundenlöhne anziehen. Es gibt viel Tricot und Wolle und weniger Seide, lebhaft, sprühende Farben, oft zwiesaches Tuch, etwa rot mit grau oder blau mit Silber-perlen an der Garnitur, und bunte Blusen zum Komplet und Schleifen sind groß in Form. Letzte Inkans über diese den Frauen so wichtigen Dinge ist wieder Marlene Dietrich, die wieder ganz weiblich geworden ist und die bei der glanz-voll stattgefundenen Pariser Premiere ihres ersten Manulian-Films „Das Lied der Liebe“, das Ewig-Weibliche in allen Nuancen wieder eingeführt hat. Uebriqens Marlene-Landsmännin, Glücksgöttin: hast du nicht auch ein Herz für deine armen Landsleute, die deutschen Flüchtlinge, die in den Barackenlagern schlafen, während Paris deine Triumphe feiert?

Nachtrag

Seitdem ist etwas Furchtbares geschehen. Violette ist ihrer Mutter vorgeführt worden. Die Mutter hat gesagt: „Töte Dich!“ Die Tochter hat geschrien wie ein Tier. Die Mutter hat gesagt: „Ich vererbe dir erst nach dem Urteil — erst wenn Du tot bist.“ Die Tochter ist umgefallen. Der Untersuchungsrichter, ein alter Praxiker, hat gefanden, daß ein solch furchtbarer Augenblick von ihm bisher noch nicht erlebt wurde. Alle Beamten haben gemeint, auch der Irrenarzt und die Pol-aisten. Die Szene ist jetzt klar. Die mit Henna monifürten Fingernägel dieser schrecklichen Zeit enthalten sich als Raub-terfahen. Die Hüllen fallen ab, die soziale Katastrophe ist fertig, das Drama der Eltern ist geschrieben. Jean, der Rechtsstudent, wann geht Du das nächste Mal tanzen?

Dapiffe.

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Johann Wig in Duh-weller; für Inlerate: Otto Kuhn in Saarbrücken. Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 5.

Wo speist man gut und billig
in Brüssel

Restaurant à la Fourchette 22, rue St. Michel, 22, 1. Querstraße rechts vom Platz Bruchaux. Diners u. Soupers à 6,00, 8,00 u. 10,00 Frs. Tischlinge aus Deutschland erhalten 5% Rabatt auf alle Speisen. Geöffnet von 12 Uhr mittags bis 12 Uhr nachts.

Textil-
Warenhaus-
Fachmann

Jude sucht Be-teilig oder Ueber-nahme eines Ge-schäftes. Auch andere Branche. Angebote unter 159 an die „Deutsche Freiheit“

Nach dem Theater ist die Küche auch geöffnet!
Montagen 3 Gänge von 8 Fr. an.
Bruxelles-Tel. II, 29, 42.
27, Rue de Champ-de-Mars (Point de Namur)
Restaurant „Slave“

Inseriert
in der

„Deutschen
Freiheit“

Die
„Deutsche Freiheit“
muß man regelmäßig lesen
Abonnieren Sie sofort!

Bestellschein:
Ich ersuche um regelmäßige Zusendung der
„Deutsche Freiheit“
Genau Adresse: _____

SCHWEIZ

Der Abonnementsbetrag für die „Deutsche Freiheit“ beträgt
1 Monat 3,20 sfr.
3 Monate 9,60 sfr.
6 Monate 19,20 sfr.
12 Monate 38,40 sfr.
einschließlich Zustellgebühr

Wir bitten unsere Abonnenten, dafür Sorge zu tragen, daß der fällige Abonnementsbetrag bis spätestens zum 6. eines jeden Monats auf Postcheckkonto VIII 8713 Zürich (Deutsche Freiheit) zur Einzahlung gelangt, um auch unsere Verpflichtungen prompt erfüllen zu können.

Unterschrift: _____

Die einzige unabhängige
Tageszeitung Deutschlands

Verlag der „Deutschen Freiheit“
Saarbrücken 3, Schützenstraße 5, Postschließfach

„Deutsche Freiheit“

Abonnementspreise:

	im Monat	Einzelverkauf
Saargebiet	fr. Fr.	12,— 0,60
Frankreich	fr. Fr.	12,— 0,60
Luxemburg	belg. Fr.	15,— 0,70
Belgien	belg. Fr.	15,— 0,85
Neubelgien (Eupen-Malmedy)	belg. Fr.	12,— 0,50
Holland	fl.	1,20 0,10
Dänemark	Kr.	3,20 0,20
Schweden	Kr.	2,60 0,20
Schweiz	schw. Fr.	2,40 0,20
Oesterreich	Schilling	7,50 0,50
Tschechoslowakei	Kr.	30,— 1,20
England	sh	4,— 3 d
Palästina	sh	4,— —
Spanien	Peseta	6,— —
Polen	Zloty	4,20 —
Rußland	Rubel	1,— —
Argentinien	Peso	3,— —

Zu diesen Beträgen kommt noch das Porto
Bei Zusendung unter Kreuzband durch die Post sind die Portogebühren vom Besteller mit dem Abonnementsbetrag zu entrichten.

Inseratenpreise:
Der einspaltige Millimeter der neunspaltigen Inseratenseite 70 fr. Cts.

Werbt für die „Deutsche Freiheit“!